Unter dem Halbmond Nordafrikas.

✠

Kreuzfahrten durch das Gebiet einer untergegangenen christlichen Kirche

von

Ludwig Schneller.

Köln-Marienburg.
Palästinahaus.
1908.

Geschenk
von Pfister 1908

Unter dem Halbmond Nordafrikas.

Kreuzfahrten durch das Gebiet einer untergegangenen christlichen Kirche

von

Ludwig Schneller.

Köln-Marienburg.
Paläſtinahaus.
1908.

Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/unterdemhalbmond00schn

Vorwort.

Die nachstehenden Blätter bilden einen Teil meines vor einigen Jahren veröffentlichten Buches „Bis zur Sahara“, und sollen den Freunden der evangelischen Mission im Heiligen Lande, wie sie sich in verschiedenen Anstalten, Schulen, Gemeindearbeiten um den Namen des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem gruppieren, von neuem zeigen, was für große Aufgaben der evangelischen Christenheit im Morgenlande harren. Ist's auch nicht das gelobte Land selbst, durch das ich diesmal meine Leser führe, so ist's doch überall derselbe Halbmond, unter dessen bleichem Scheine alle jene einst so herrlichen Länder von Marokko über Jerusalem bis zur indischen Grenze stehen, und denen das versöhnende und tröstende Licht verloren gegangen ist, das von Golgatha ausgeht. Möchten auch diese Blätter manchem neue Anregung geben, unsere Arbeit im fernen Heiligen Lande in freundlicher Erinnerung zu behalten.

Köln-Marienburg, 1. November 1907.

Ludwig Schneller.

Algier

Schneller, Unter dem Halbmond Nordafrikas.

Integer vitae
Scelerisque purus
Non eget Mauri
Jaculis neque arcu
Nec venenatis
Gravida sagittis,
Fusce, pharetra!

So lernten wir einst in der Prima des Gymnasiums in Züllichau bei unserem sprachenkundigen Direktor Hanow aus den Oden des Horaz, zu einer Zeit, da ich mir noch nicht träumen ließ, daß mich mein Weg einmal leibhaftig in das Land der Mauren mit ihren Speeren, Bogen und vergifteten Pfeilen führen würde.

Es ist also mehr als Erfüllung eines Jugendtraums, wenn ich heute zum ersten Male die Küsten des alten

Mauretanien betrete. „Wie mag's wohl jetzt dort im Süden sein?“ so fragte ich mich beim Abschied von den geheizten Zimmern Kölns, und ich dachte dann an die weiteren Schilderungen des Horaz von der bleischwer drückenden Gluthitze Afrikas, wo kein erfrischender Hauch mehr die matten Felder und die schmachtenden Bäume erquickt. Wie ganz anders ist aber die rauhe Wirklichkeit! Wie unser von Marseille kommender Dampfer endlich der Küste naht, ist ganz Algier in einen weißgrauen Schleier gehüllt, der sogar die nächsten Höhen, die den sonst so herrlichen Golf umgeben, unsichtbar macht, und während unser Schiff im Hafen festmacht, fängt es gar an, in Strömen zu gießen.

Drunten an der Schiffstreppe, in dem echt orientalischen Gewimmel von Europäern, Arabern, Berbern, Kabylen und Juden erkenne ich bald unter einem ausgespannten Regenschirm „die Züge, die mir teuer sind“, Herrn Generalkonsul von Tischendorf, der hier das Deutsche Reich vertritt. Bald besteigen wir seine Viktoria, und zwei schnelle Berberpferde ziehen uns in eiligem Trab durch die Stadt.

An der Place de la République, wo die mächtigen Palmen, hanshohe Bambus und Yukkas vom Sturme hin und her gepeitscht werden, durch die berühmten Boulevards fahren wir hinaus nach Mustapha und in die Villen-Vorstadt Birmandreis, wo hoch oben über Algier in einem wahren Paradies von Palmen und südlichen Bäumen die Villa des Generalkonsuls, Campagne Douglas, auf das prächtige Algier und das weite, weite Meer stolz herabschaut.

Nach einer halben Stunde sitzen wir schon im maurischen Saale am behaglichen Familientische, tauschen alte Erinnerungen und neue Nachrichten aus und philosophieren über das uralte und doch ewig neue, immer dankbare und mit großem Unrecht verpönte Thema vom Wetter, das doch auf alle Verhältnisse, äußere und innere, zumal aber für einen Reisenden einen fast allbeherrschenden Einfluß hat. Daß heute am 24. April der Regen in Strömen fließt, dessen können sich selbst die berühmten „ältesten Leute“ in Algier nicht entsinnen.

Eine Pause im Regen benützen wir zu einem Gang auf den schnell getrockneten Sandwegen im Garten. Da sind ganze Waldungen von blühenden Mimosen, tausend und aber tausend von wunderbaren Rosen, glutrot, rosa, elfenbeinfarben, blaß, weiß, die für einen Gärtner im deutschen Vaterlande ein ganzes Kapital bedeuten würden, hohe Palmengruppen, mächtige, die Villa hoch überragende Eukalyptusbäume. Von der marmorenen Terrasse, welche den Tennisplatz überragt, öffnet sich

plötzlich ein breiter Riß durch die Wolken: da sehen wir in der Tiefe das Meer zornig branden und ein flüchtiger Sonnenblick überhaucht die alte Piratenstadt zu unseren Füßen mit leuchtendem Gold. Aber bald fällt der Vorhang wieder, und der mit neuer Kraft einsetzende Regen treibt uns ins Haus zurück.

* * *

Je trüber es draußen ist, desto behaglicher und einladender drinnen. Die Villa ist ganz im maurischen Stil gebaut. In der Mitte eine Halle, gewissermaßen ein kleiner Hof, dessen Dach noch höher ist als dasjenige des übrigen Hauses, in beiden Stockwerken rings von maurischen Arkaden in Hufeisenform umgeben, und hoch darüber eine Kuppel, die durch bunte Gläser das sonst so grelle Tageslicht in angenehm gedämpften Farben hereinfallen läßt. Um diese Halle her, die mit ihren orientalischen Teppichen und Möbeln den Mittelpunkt des Hauses bildet, gruppieren sich die zahlreichen schönen Räume, über deren Türen und Fenstern sich überall maurische Bogen anmutig spannen, und deren reizende Ausstattung die feinsinnige Hand der Hausfrau erkennen läßt, welche abendländische Eleganz mit orientalischem Geschmack harmonisch zu verbinden weiß.

Draußen vor den Fenstern schlagen die mächtigen Palmen, vom Sturm gepeitscht, aneinander, und die Musik fallender Regentropfen berührt unser Ohr. Wir aber sitzen beim traulichen Lampenlicht beisammen und unterhalten uns über die Vergangenheit dieses merkwürdigen afrikanischen Landes, dessen Geschicke einst so eng verkettet gewesen sind mit der Geschichte des gegenüberliegenden Europa.

Hat je ein Land unter den darüber hinziehenden Sturzwellen gewaltiger Völkerwanderungen sein Angesicht immer wieder bis zur Unkenntlichkeit verwandelt, so ist es dieses Nordafrika. Wie auf einem Theater der Weltgeschichte folgt hier Szenenwechsel auf Szenenwechsel. In grauer Vorzeit sehen wir die ersten kühnen Phönizier auf gehöhlten Baumstämmen an diesen Küsten landen. In den punischen Kriegen zieht der Riesenkampf zwischen Rom und Karthago auch dies Land in den großen Gang der Weltgeschichte hinein. Aber es kommt der Tag, wo das stolze Karthago dahinsinkt und das Reich des Jugurtha vernichtet wird.

Damit vollzieht sich ein vollständiger Szenenwechsel. Das Land wird geteilt, westlich als Mauretanien, östlich als Numidien und der römische Adler spannt für Jahrhunderte seine Fittiche über Nordafrika aus.

Abermals ein ganz neues Bild: das Christentum kommt herüber übers Meer und findet eine glänzende Aufnahme. Mächtig greift Nordafrika in den Gang der Kirchengeschichte ein und gibt der christlichen Kirche ihre leuchtendsten Namen, die heute noch durch die ganze Welt genannt werden, Tertullian, Cyprian, Monika, Augustin.

Abermals geht der Vorhang auf, und es erscheinen im Todesjahre Augustins, 431, nie gesehene Gestalten, blondköpfige, blauäugige Germanen: die Vandalen. Mit einer grausigen Illumination, flammenden Fackeln, brennenden Städten, leiten sie den neuen Akt des Dramas ein, während Roms Herrschaft fast für immer von Afrikas Küste verschwindet.

Und abermals fällt der Vorhang und steigt wieder: ein total verändertes Bild: die wilden Araberhorden des Islam stürmen von Osten her und zerstampfen alle Erzeugnisse der Vergangenheit, Tempel, Kirchen, Prachtbauten, römische und vandalische Kultur. Wieder herrscht wie in der alten Punierzeit das semitische Element an diesen Küsten. Ums Jahr 1000 blüht zum ersten Male Algier auf, die Gründung des arabischen Fürsten Zeiri, und sieben Jahrhunderte hindurch dauert die arabische, maurische und türkische Herrschaft. Jahrhunderte lang sind die Herren von Algier die kühnsten aller Piraten, der Schrecken aller seefahrenden Nationen des Abendlandes. Tausende von christlichen Gefangenen, Seeleute, Kaufherren, Gelehrte, sind dort drunten in jenem Hafen, wo ich heute angekommen bin, als Sklaven gelandet worden, und manche edle christliche Frau und Jungfrau wurde auf den stolzen Piratenschiffen als schöne Beute heimgebracht, um im Harem ihres rohen Räubers den Rest ihres Lebens zu verseufzen.

Alle Kriegszüge des Abendlandes unter Kaiser Karl V. und Ludwig XIV. konnten die Korsarenherrschaft nicht brechen, und es will uns heute fast wie ein Märchen klingen, daß sich noch vor wenig mehr denn 80 Jahren die algerischen Seeräuber bis in die Nordsee wagten, und daß christliche Mächte wie Italien, Sardinien, Portugal, Hannover, Hamburg, Bremen, Dänemark, Schweden und selbst England den Seeräubern jährlich einen Tribut von Hunderttausenden zahlten, um ihre Schiffe vor ihren Angriffen sicherzustellen.

Erst im Jahre 1827 nach einer beängstigend langen Pause ging abermals ein Szenenwechsel vor sich und machte der Mißwirtschaft der türkischen Beis und unabhängigen Deis ein Ende. Der Dei hatte in einem Schreiben an den König von Frankreich Zahlung von Getreidelieferungen verlangt, die Algier während des ägyptischen Feldzuges an den

General Bonaparte ausgeführt hatte. Bei einem Empfang der europäischen Konsuln auf der Kasba, dem Kastell, das heute noch von der höchsten Höhe Algiers drohend zum Meere herunterschaut, fragt der Dei, ob die Antwort des Königs nicht bald käme. Der Franzose erwidert stolz: „Ein König von Frankreich wird sich nicht dazu erniedrigen, einem Dei von Algier einen Brief zu schreiben." Dem Dei schießt das Blut in den Kopf, er schlägt den Konsul mit seinem Fliegenwedel ins Gesicht und ergeht sich in heftigen Schmähungen gegen den König von Frankreich. Der Franzose aber macht Kehrt und verläßt mit unheildrohender Miene die Burg.

Das ist der berühmte Fächerschlag, der für Algier das Ende seiner Herrschaft, für Frankreich den Gewinn einer seiner schönsten Kolonien bedeutete. Eine mächtige französische Flotte ging vor Algier vor Anker. Wohl verschanzte und verteidigte sich der Dei mit seinen Tapferen droben hinter den schwarzen Mauern der festen mittelalterlichen Kasba. Aber den furchtbaren Mündungen der Kanonen, welche auf Festung und Forts gerichtet waren, konnte er nicht widerstehen. Er mußte sich ergeben und verlor Krone und Reich.

Seit jener Zeit weht die französische Fahne von der Kasba und ihren Wällen, und das arabische Reich gehorcht seitdem, wenn auch widerwillig und mit mühsam verhaltenem Grimm, der großen europäischen Westmacht, vor deren Toren es gelegen ist.

Ob das wohl der letzte Szenenwechsel ist? Oder ob noch andere, tiefergehende Wandlungen dieser merkwürdigen muhammedanischen Welt harren, die sich seit mehr als einem Jahrtausend an die Stelle einer begrabenen christlichen Kirche gesetzt hat?

* * *

Der vielgerühmte „ewig blaue" Himmel Algeriens, den mir gestern abend die wetterkundige Hausfrau so liebenswürdig in Aussicht gestellt hat, verhüllt auch heute morgen wieder neidisch sein Angesicht wie die Algerierinnen, die, sobald man ihnen begegnet, sofort den Schleier tief übers Gesicht herabziehen.

Aber immerhin! Mir soll's die Freude nicht trüben, den Orient wieder einmal mit vollen Zügen zu genießen. Ich mache mich daher gleich nach dem Frühstück auf den Weg, um Algier kreuz und quer zu durchstreifen. Von der Bergeshöhe der Campagne Douglas fahre ich durch die Vorstädte der Colonne Voirol, Birmandreis und Mustapha

bis zu der von stattlichen öffentlichen Gebäuden umgebenen Place de la République. Hier finde ich mich bald in einem wahren Walde von südlichen Bäumen und Gewächsen, haushohen Bambusstäben, Palmen jeder Gattung, unter denen namentlich die Yukkas auffallen. Die Königin aller Palmen bleibt aber doch die Dattelpalme, von der wahre Riesenexemplare hier stehen. Der Sturm peitscht die mächtigen Wedel unbarmherzig aneinander, und die geschlagenen Bäume lassen jenes Rauschen ertönen, das den Wüstenwanderer entzückt, weil es ihm von ferne schon die Nähe einer Oase ankündigt. Aber so heftig auch der Sturm an ihren schönen Zweigen zerrt, die Palme ist im Sturme ebenso unverwüstlich wie in der Sonnenglut: sie bricht nicht, sondern biegt nur ihre mit tausend zähen Bastfasern angebundenen Zweige hin und her.

Drunten zu Füßen des Platzes liegt der mächtige, von zwei weit ins Meer hineingebauten Wellenbrechern begrenzte Hafen von Algier. Auf dem Meere scheint es noch bunt drunter und drüber zu gehen. Haushoch spritzen die brandenden Wogen in ungeheuren Kaskaden über die Molen in den Hafen herein.

* * *

Ich verlasse die breiten Straßen, die sich mit ihren europäisch gehaltenen Kaufläden und Schaufenstern den Hafen entlang ziehen und gehe aufs Geratewohl hinein in das Labyrinth der arabischen Gassen und Gäßchen. Hier im arabischen Viertel, unter all den arabischen Gesichtern ergreift mich ein Gefühl, wie wenn einer nach langer Abwesenheit wieder nach Hause kommt. Es ist, als sähe ich unter diesen Turbanen lauter alte Bekannte, und als müßte ich jeden fragen: „Kennst du mich noch?“ Ich wandere von Gasse zu Gasse, benutze jede Gelegenheit, um mein geliebtes Arabisch zu sprechen, rede die Handwerker und Arbeiter an, lasse mir ihre Kunstgriffe erklären, von ihren Verhältnissen erzählen.

Aber es ist doch ein anderes Völkergemisch, als ich es sonst in Jerusalem und Damaskus gesehen. Araber, Mauren, Berber, Kabylen, Juden, Neger mit den verschiedenartigsten Rasseneigentümlichkeiten drängen sich in diesen Gassen. Nur eines scheint hier allen eigentümlich zu sein, die weiße Farbe ihrer Kleidung. Alles ist hier weiß. Die Männer tragen den weißen Burnus, den sie in malerischen Falten um die Schultern zu werfen wissen. Selbst die dem ganzen Orient eigentümliche rote Mütze ist mit einem weißen Tuch umwunden. Die Frauen tragen den weißen Heik, der ihre ganze Gestalt verhüllt, und unter dem bei den Vornehmeren

zuweilen farbenprächtige Stickereien auf seidenen Gewändern sichtbar werden. Die ärmsten Berber, und wenn sie nur Fetzen tragen, sind in dies eigentümliche elfenbeinfarbene Weiß gekleidet. Wenn diese Gestalten nachts durch die engen Gassen huschen, ist's als ob Gespenster zwischen den Mauern wandelten. Nur die Juden sind die einzigen schwarzen unter all den weißen Raben Algiers, und sind an ihrer schönen dunkeln Nationaltracht sofort kenntlich.

* * *

Maurischer Palast (Château d'Hydra).

Seltsame Gassen in diesem Araberviertel! So unermeßliche Beute diese Seeräuber einst von allen Meeren heimbrachten, auf das Äußere ihrer Häuser gaben sie außer bei ihren Moscheen und öffentlichen Gebäuden im Gegensatz zu uns Europäern nie etwas. Nach innen gehörte alle Pracht. Was sollten sie ihren Glanz an Außenstehende verschwenden? Drinnen aber erhoben sich diese maurischen Paläste und von prächtigen Arkaden umgebenen Höfe in oft märchenhafter Schönheit, erinnernd an den Zauber von 1001 Nacht. Drinnen entzückten die Hausbewohner die Erzeugnisse

einer hochentwickelten Kunst, während man draußen an unscheinbaren, fensterlosen Mauern vorüberging. Darum ahnt man auch heute, wo freilich die immer neue Zufuhr an Raub und Reichtum längst aufgehört hat, nicht, an was für Perlen maurischer Baukunst man vorübergeht, wenn man durch die Gassen irrt, die oft kaum einen Meter breit sind und zuweilen kaum Raum genug übrig lassen, daß zwei Menschen an einander vorübergehen können.

* * *

In einem wahren Irrsal von Gassen, in denen ich bald jedes Gefühl für Himmelsrichtung verliere und mich oft nur noch mittels des Kompasses zurechtfinden kann, streife ich durch das maurische Viertel, das von den Boulevards steil zur Kasba hinaufsteigt.

So enge sind die Gassen, daß nur ein ganz schmaler Himmelsstreifen hoch oben zwischen den Häusern sichtbar wird. Erker und Stockwerke hängen aber außerdem noch über die Mauer der Untergeschosse heraus, nur durch ein rohes Gefüge von unbehauenen Balken getragen, die schräge in die Mauern eingestützt sind. Da rücken sich oft die Erker gegenüberliegender Häuser so nahe, daß man sich durch die Fenster bequem die Hand reichen und durch das zierliche Holzgitterchen leicht verschwiegene Zwiesprach halten kann. Vielfach sind aber die Häuser geradezu durch ein Gewölbe miteinander verbunden, das sich über die Straße spannt. Dann wandelt man wie in Maulwurfsgängen, in deren dunkle Nacht noch nie ein Sonnenstrahl Zutritt gefunden hat.

Quer durch dies Labyrinth von Gäßchen und Sackgäßchen ziehen sich mehrere lange Verkehrsadern, die zwar auch enge genug sind, aber, wie ein Fluß seine Seitenbäche, alle jene Gassen in sich aufnehmen. Das sind die maurischen Basare, in denen sich für die Eingeborenen der größte Teil des öffentlichen Lebens abspielt. Am lebhaftesten geht es zu in den Vierteln Sîdi Muhammed esch-Scherîf und Sîdi Ramdân. Da wimmelt es namentlich in den Morgenstunden von weißen Burnussen und Heiks. Mauren bieten alle Arten von Nahrungsmitteln und Früchten, Araber allerlei Stoffe, Waffen, Schmucksachen in ihren höhlenartigen Kaufbuden feil. Das ganze Geschäft wird hier ausschließlich von Männern besorgt. Niemals würde man hier eine im Geschäft mittätige Frau erblicken. Aber tief verschleierte und in weiße Mäntel von Kopf bis zu Fuß eingehüllte Haremsdamen, ihrem Gefängnis entronnen, trippeln oder segeln durchs Gedränge und besorgen ihre Einkäufe.

* * *

Die stolzesten Gestalten, die mir begegnen, gehören allemal der arabischen Rasse an. Wahre Korsarengesichter mit blitzenden Augen, brauner Hautfarbe, schwarzen Bärten, die noch eine Erinnerung daran zu haben scheinen, daß sie Abkömmlinge der muhammedanischen Eroberer sind, denen einst die Welt vom Pendschab bis zum Ebro gehorcht hat. Sauer genug mag es ihnen geworden sein, das frische, fröhliche Seeräuberhandwerk an den Nagel zu hängen und dafür nun unter französischer Herrschaft im Kramladen zu stehen oder Gevatter Schuster und Handschuhmacher zu spielen.

Dort in einer etwas breiteren Sackgasse spielen arabische Kinder. Natürlich alle barfuß, nur mit einem Hemdchen bekleidet, die rote Mütze auf dem Kopf, einer sogar in einer ungeheuern, irgendwo aufgelesenen geblümten Weste steckend, in der drei solche Knirpse Platz hätten, und die ihm bis an die Waden herabreicht. Aber süße, braune Kindergesichter mit leuchtenden Augen, voll kindlichen Frohsinns, und mit einem wahren Feuereifer in ihr Spiel vertieft. Der kleine Châlid mit der stolzen Haltung und den prächtigen Bewegungen kommandiert, wiewohl einen Kopf kleiner als die anderen, das Ganze wie ein General. Und wie er erst meine Aufmerksamkeit auf sich gerichtet sieht, regt sich erst recht seine Herrschernatur und selbstbewußt gibt er überall den Ton an, während die Größeren ihm willig gehorchen. Schade, daß er nicht hundert Jahre früher auf die Welt gekommen ist! Da hätte er gewiß Aussicht gehabt, einmal ein berühmter Piratenhäuptling zu werden.

Der wohlgediehene Krämer in jener Bude mit dem feisten Gesicht und Körper und der römischen Nase kann nur ein Maure sein. Die Mauren bilden den Hauptteil der eingeborenen Bevölkerung in den Städten. Die kriegerischen Neigungen ihrer Väter haben sie völlig aufgegeben. Weichlich, wohlgenährt, vom Handel und besonders vom Kleinhandel lebend heißen sie im Volksmunde vielfach die Sakâkri, d. h. die Zuckerleute oder Kolonialwarenhändler. Ihre Rassenzugehörigkeit ist schwer festzustellen. Ein Kenner des Landes, Bérard, sagt von ihnen, sie seien die Söhne all der Bevölkerungen, die an die Küste Algeriens getrieben worden sind, von den Argonauten an bis in unser Jahrhundert.

Einen ganz andern Eindruck macht jene kleine Gruppe, die sich dort am Brunnen gelagert hat. Das sind Kabylen. Eine kaum mehr als fünfzehn Sommer zählende kleine Mutter sitzt dort auf der Erde. Während sie mit ihrem Kinde spielt, das sie mit ihren großen glänzenden Augen sehr zärtlich ansieht, entfällt ihrem Kopfe der Schleier. Ein liebes freundliches Gesichtchen wird sichtbar, und unter dem gelüfteten Haik schimmert eine prächtige, buntfarbige Gewandung hervor, wahrscheinlich ihr Hoch-

zeitsanzug: seidene Tücher, die den Kopf malerisch umrahmen, Goldschmuck, Halbmonde im Haar, Münzen an silbernen Ketten bis auf die Brust herabhängend, an jedem Arme vier oder fünf blitzende Silberspangen.

Neben ihr steht ihr Herr und Gemahl, der sie erst vor kurzem gekauft hat, der aber ihr Vater oder Großvater sein könnte und die beiden Kinder mit großmütiger Herablassung behandelt. Er hat wie gewöhnlich die Kabylen oder Berber ein schmales, scharf geschnittenes Gesicht mit

Junge Maurin.

leicht gebogener Nase. Auf mein Arabisch kann er nicht antworten. Die Kabylen haben eine eigene Sprache, weder semitisch noch indogermanisch, was nebst anderen Anzeichen darauf hindeutet, daß wir in ihnen Nachkommen der alten Berber, der Ureinwohner, vor uns haben, die schon vor der Karthagerzeit hier geherrscht haben. Durch die verschiedenen Invasionen fremder Völkerschaften sind sie aus den Städten in die Berge zurückgedrängt worden, wo sie ihre Stammeseigentümlichkeiten, aber auch ihre alte Freiheitsliebe und ihren Drang nach Unabhängigkeit treu bewahrt haben.

* * *

Straße im mauriſchen Viertel.

Durch die Rue de la Mer Rouge weitergehend komme ich in eine Gasse, in der man überall rechts und links die Vertreter eines primitiven, aber offenbar sehr beliebten Zweiges algerischen Gewerbefleißes sieht. Es sind die Drechsler, die aus Büffelhorn allerlei hübsche Schmucksachen, namentlich Armspangen herstellen, die bei der Frauenwelt Algiers, großen und kleinen Haremsdamen, reißenden Absatz finden. Die Buden, in welchen die Arbeiter auf der Erde sitzen, haben keine Fenster. Alles Licht muß von der Straße hereinfallen, weshalb der Raum nach dieser Seite ganz offen steht. Die Drechsler müssen daher möglichst nahe am Eingang sitzen, so daß ihnen trotz ihrer Emsigkeit vom Straßenleben nichts entgeht.

Ich bleibe vor einer der Buden stehen, um mir die interessante Fabrikation näher anzusehen. Gefällig ladet mich der Araber ein, auf der kleinen Bank Platz zu nehmen, die vor den meisten Buden steht und führt mir den ganzen Prozeß vor vom Büffelhorn bis zur fertigen Arm- oder Fußspange. Er nimmt von dem zur Seite aufgeschichteten Haufen ein mächtiges Horn und zersägt es in kleine Stücke. Dann spannt er eines dieser rohen Stücke in die merkwürdigste Drehbank, die man sich denken kann. Die Welle, an der er das Hornstück befestigt, wird von Hand mit Bogen und Sehne gedreht, indem die Sehne dieselbe mittels einer Schlinge umfaßt. Diesen Bogen bewegt er mit der rechten Hand hin und her und versetzt dadurch die Welle in Drehung. Mit der linken stemmt er den Meißel ans Horn, um es glatt und rund zu drechseln. Mit dem Daumen und Zeigefinger des linken Fußes faßt er wie mit einer dritten Hand das Horn, um es immer wieder in die richtige Lage zu bringen. Der rechte Fuß dient als Stütze für den Körper des Arbeiters. So ist die ganze Maschinerie des menschlichen Körpers, beide Hände, beide Füße, die Augen, alle Muskeln fortwährend in Tätigkeit.

Ist die Spange glatt gedreht, so erhält sie mit erstaunlicher Geschwindigkeit eine schwarze Politur, die sie so glänzend wie Glas erscheinen läßt, und das ganze Kunstwerk ist zum Verkauf fertig.

* * *

Ein Kaufladen mit prächtig gearbeiteten orientalischen Kupfergeräten, Kannen und Kännchen, Vasen, Amphoren, deren Arabesken kunstvoll in Silber eingelegt sind, zieht meine Aufmerksamkeit auf sich. In dem Besitzer, einer hohen, vornehmen Gestalt in dunkler orientalischer Tracht, von brauner Gesichtsfarbe und angenehmen Zügen, glaube ich auf den ersten Blick einen Syrier zu erkennen und begrüße ihn als solchen.

Auch er, ehemals längere Zeit in Damaskus ansässig, erkennt sofort mit Freuden den verwandten Dialekt, heißt mich als Landsmann herzlich willkommen und ladet mich sehr liebenswürdig zu einem Täßchen Kaffee ein.

Er selbst gibt sich als Jude zu erkennen und fühlt nun auch mir auf den Zahn, um meine Nationalität und — was im Orient nie fehlen darf — auch meine Religion zu ergründen.

„Was bist du? Ein Rûmi (griechisch-orthodox)?"

Nein.

„Also ein Lateiner, ein Katholik?"

Nein.

„Ein Franzose?"

Auch nicht.

„Aber doch wohl kein Muhammedaner?"

Nein.

„Ah, dann bist du ein Jude, einer von unseren Brüdern! Dann sei mir tausendmal willkommen!"

Auch diesen Vorzug muß ich ablehnen und gebe mich, da er's doch nicht errät, als Deutscher und Protestant zu erkennen.

Auch ich bin überrascht, daß er ein Jude ist. An keinen Stamm hätte ich weniger gedacht als an diesen. Da ist nichts von jenen Eigentümlichkeiten der jüdischen Physiognomie, an denen wir im Abendlande den Juden sofort erkennen. Aber die Juden bilden überhaupt fast den stolzesten Typus unter den verschiedenartigen Rassen Algeriens: groß, wohl gebaut, edel gebildet. So muß das Volk wohl einst gewesen sein, ehe es hinausgetrieben wurde, unstät und flüchtig unter die Völker, die es überall haßten und bedrückten.

Eine sehr große Zahl von Juden lebt in Algerien und Tunis. Wie sind sie hierher gekommen? Bekanntlich waren die Juden schon vor Christi Geburt über alle Teile des römischen Reiches verbreitet. Aber die Zerstörung Jerusalems durch Titus und der letzte vernichtende Schlag unter Hadrian trieb sie vollends ganz hinaus in die Fremde und Zerstreuung. Seit jener Zeit hat es in Nordafrika unter den so mannigfach wechselnden Herrschaften nie an einer starken jüdischen Bevölkerung gefehlt. Unter den vielen Tausenden von Juden Algeriens mögen diejenigen im südlichen Innern des Landes von jenen alten Einwanderern abstammen, während in den Städten hauptsächlich die Nachkommen der im Mittelalter aus Spanien Vertriebenen wohnen.

Ehe die Franzosen ins Land kamen, trugen die Juden alle ihre schöne stolze Nationaltracht: dunkle orientalische Gewandung, vielfach marineblau, um den roten Fes einen dunkeln Turban, unter dem die dunkeln, regelmäßigen Züge mit den lebhaften schwarzen Augen um so eindrucksvoller hervorschauen. Leider ist diese Tracht mehr und mehr im Schwinden. Die Juden haben seit der französischen Okkupation mit der ihnen eigenen Gewandtheit den Reichtum des Landes zu einem großen Teil in ihre Hände gebracht und spielen nun lieber den Europäer, was ihnen aber lange nicht so gut steht wie ihre ehemals so viele Jahrhunderte unter schwerstem Druck zähe festgehaltene Tracht und Sitte.

Mein neuer Freund behandelt mich mit doppelter Aufmerksamkeit, seitdem er weiß, daß ich in Jerusalem geboren bin. Jerusalem! Jerusalem! Die Stadt der Väter, die heilige Stätte des Tempels — schon der bloße Name übt auf jeden Juden einen nie versagenden Zauber aus. Wir sprechen über die Vergangenheit seines Volkes. Er meint, es sei ein wunderbares Gericht des Ewigen, daß er „sein Volk“ so in die Welt hinausgestoßen, und man könne nicht wissen, ob er sie noch einmal zurückführen werde. Hier in Algier seien sie bitter gehaßt, wenn auch viele reich seien.

Dieser Judenhaß in Algier hat seinen Grund nicht nur im Neide wegen ihres schnell wachsenden Reichtums, sondern auch in der Bevorzugung, die ihnen die französische Regierung hat zuteil werden lassen. Seit dem Jahre 1871 ist die einst unter den Beis und Deis von Algier so tief gedemütigte und gedrückte Judenschaft emanzipiert, ja sogar mit Wahlrecht ausgestattet, das allen anderen einheimischen Stämmen versagt bleibt. Das hat unter den übrigen arabisch redenden Stämmen böses Blut gemacht und den Judenhaß bedeutend gesteigert. Gerade in diesen Tagen sollen wieder die politischen Wahlen stattfinden. Da ist alles, was wählen darf, in fieberhafter Aufregung, Plakate hängen an allen Straßenecken der Boulevards, und „Semiten oder Antisemiten“ ist das allgemeine Feldgeschrei. Bekanntlich hat ja der Antisemitismus in neuester Zeit gerade in Algier fast ebenso wilde Orgien gefeiert wie in Rußland. Mit vor Zorn blitzenden Augen erzählt mir mein Wirt davon.

* * *

Den Abschluß meiner heutigen Wanderung mache ich, indem ich durch die höchstgelegenen Gassen des maurischen Viertels zur Kasba hinaufsteige. Wieder diese engen Gassen, in denen sich Häuser, Ecken, Balkone

Algerischer Jude.

von beiden Seiten zueinander herüberneigen, so daß unter den von rechts und links ineinander greifenden Stützbalken kaum noch ein schmaler Durchgang für die Vorübergehenden übrig bleibt. Nur die hübschen niedrigen von Säulen getragenen Marmorportale lassen da und dort vermuten, daß auch hinter diesen unscheinbaren Mauern manchmal eines dieser Häuser seine verschwiegene maurische Pracht haben mag.

Jetzt stehe ich droben vor der Kasba. Wie einst in Griechenland jede Stadt ihre Akropolis hatte, so hat jede dieser nordafrikanischen Städte ihre Kasba, eine Zwingburg, welche von höchster Höhe herunterschaute und Stadt und Land in Schach hielt. Diese Kasba von Algier wurde einst in jenen Tagen gebaut, als Luther seine Thesen an der Schloßkirche in Wittenberg anschlug. Seitdem schaut sie mit ihren gewaltigen Mauern drohend aufs Meer herunter. Von hier aus wurde jahrhundertelang die gefürchtete Piratenherrschaft der Deis von Algier ausgeübt. Wild frohlockende Scharen von Seeräubern sind einst durch dies finstere Portal gezogen, wenn sie mit ihrer Beute an Gold, Waren, Christensklaven und bleichen gefangenen Frauen und Mädchen vom Meere zurückkamen, während ihre Schiffe dort drunten im Hafen ankerten. Rauschende Feste feierten die triumphierenden Sieger innerhalb dieser vom Alter geschwärzten, einst mit zweihundert Geschützen bewehrten Mauern, die jetzt so stille liegen.

Heute ist es anders geworden. Vor dem mächtigen Portal, in dessen Durchgang man die ungeheure Dicke der massiven Mauern bewundert, stehen Zuaven in ihrer malerischen Uniform als Schildwache und bringen den Nachkommen der alten Piraten an dieser Stätte ihrer ehemaligen Triumphe die Herrschaft Frankreichs zum Bewußtsein. Ein eigentümliches Interesse beansprucht im Innern des Hofes der pavillon du coup d'eventail — dort hat der Dei dem französischen Konsul jenen Fächerschlag ins Gesicht versetzt, der ihn Algier gekostet hat.

Eine prächtige Aussicht öffnet sich sonst von hier aus aufs Meer und landeinwärts bis zum Atlas. Ich steige auf den Brüstungen umher und suche mir vorzustellen, wie schön es sein könnte, wenn das Wetter klar wäre. Dann steige ich auf zahllosen Treppenstufen durch den steilsten Stadtteil wieder hinunter zu den Boulevards. Dort treffe ich an der Place du Gouvernement mit meiner liebenswürdigen Wirtin, Frau Generalkonsul von Tischendorf, zusammen und fahre mit ihr durch das blühende Gartenrevier der Colonne Voirol wieder hinauf zu ihrem herrlichen Landsitze, der Campagne Douglas.

Blick auf Algier vom Hafen aus.

Die letzte Strecke unseres Weges führt durch eine ganze Allee von Aloëstauden. Wahre Riesengewächse, die ihre mächtigen stachligen Blätter rechts und links emporrecken. Da und dort steht eine Aloëblüte, deren Stengel wie eine Tanne fast haushoch aufgeschossen ist — für abendländische Augen ein erstaunliches Wachstum einer Pflanze, die man bei uns zu den Topfgewächsen rechnet. Meine Begleiterin belehrt mich indessen, daß die Gartenbesitzer, die sich diese mächtige natürliche Hecke geschaffen haben, die Blütenansätze möglichst alle früh abschneiden lassen. Denn jeder Aloëstaude, die wirklich zum Blühen kommt, ist eben damit das Todesurteil gesprochen. Sie geht unfehlbar ein. Der Augenschein bestätigt es: überall, wo die Riesenblüte aufgeschossen ist, sind unten alle Blätter bereits abgestorben.

Ist das nicht ein treffendes Bild all der Völkerschaften, die im Laufe der Geschichte auf diesem nordafrikanischen Boden gelebt haben? Punier, Römer, Vandalen, Mauren, — sie wuchsen oft plötzlich wie Riesengewächse aus dem Boden, aber mit ihrer Blüte schlug gewöhnlich auch ihre Todesstunde. Sie sind verwelkt, gestorben, verdorben, und dies weite Nordafrika ist wie ein weites Völkergrab, in dem alle jene Nationen, die einst ihren Lebenstag hier gelebt, gekämpft, gesiegt, gejauchzt haben, längst wieder verschwunden und zur ewigen Ruhe gebettet sind.

* * *

Endlich klärt sich der mürrische Himmel Algiers ein wenig auf. Die fernen Atlasketten erscheinen heute wie in einen rosa Schleier gehüllt, und in der Tiefe sehe ich von der Campagne Douglas aus das brandende Meer und die ganze herrliche Kreislinie des Golfs bis zum Kap Matifu im Osten.

Der heutige Tag soll vorwiegend den öffentlichen Bauten Algiers gewidmet sein. Ich beginne meine Wanderung mit einem Gang durch die berühmten Boulevards von Algier. Sie erheben sich gerade über dem großen, fast hundert Hektar umfassenden Hafen von Algier. Hinter den breiten Quais desselben erhebt sich in einer Ausdehnung von mehreren Kilometern eine mehr als haushohe gewaltige Mauer von 25 Meter Höhe, die mit ihren zahllosen Bogenreihen, Portalen der in ihren Gewölben befindlichen Speicher und Verkaufsbuden schon vom Meere aus einen imposanten Eindruck macht. Hoch auf dieser großartigen künstlichen Terrasse, zu der man vom Hafen aus auf Freitreppen und schräge geführten Fahrstraßen hinaufsteigt, sind die Boulevards, die glänzendste

Moschee Dschâma el dschedîd.

Leistung französischen Unternehmungsgeistes in Algier. Zweitausend Meter lang ziehen sie sich vom Fort Bab Azun im Süden bis zum Fort Neuf im Norden hin, zuerst der lange Boulevard Carnot, dann der Boulevard de la République und endlich jenseits des Hafens der Boulevard Amiral de Pierre. Die Großartigkeit des Eindrucks erhöhen noch die stolzen vier- und fünfstöckigen Gebäude, die die ganzen Boulevards entlang stehen und im Untergeschoß mit offenen, den Kaufläden vorgelagerten Arkaden geschmückt sind, so daß man bei Sonnenschein und Regen auf der ganzen Strecke einen zusammenhängenden, schattigen oder regenfreien Gang hat, der zu jeder Zeit von Algeriern jeder Art belebt ist.

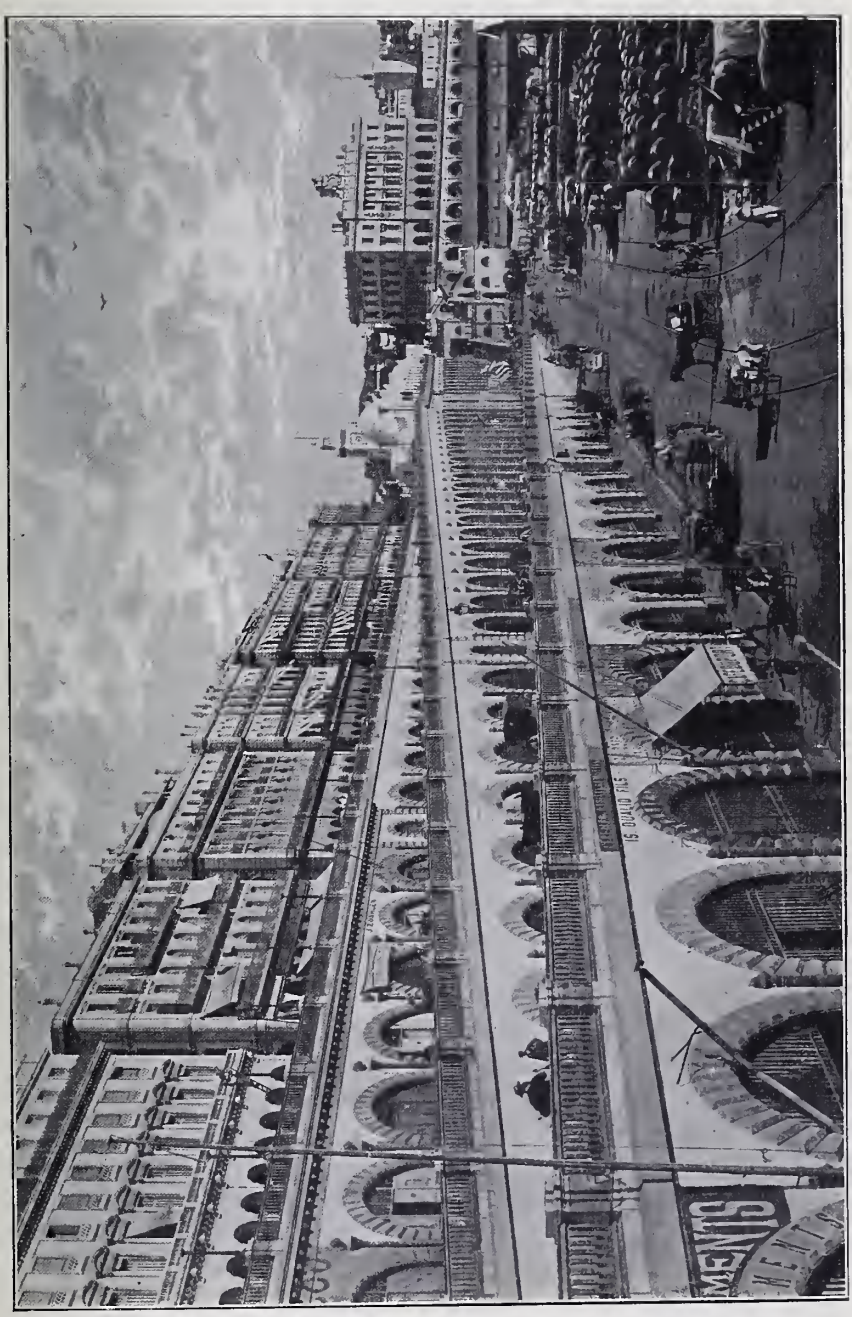
* * *

Dem Boulevard Carnot und de la République folgend komme ich an die Place du Gouvernement, den schönsten Platz von Algier, den Brennpunkt des ganzen öffentlichen Lebens. Die vornehme Welt, die Kaufleute und Händler, geputzte Damen und Spaziergänger, Mauren, Juden, Kabylen, alles trifft sich hier an der Place du Gouvernement, unter deren prächtigen Palmen und Platanen sich's angenehm lustwandelt.

Hier an diesem Mittelpunkte des ganzen städtischen Lebens und Verkehrs stehen die beiden Hauptmoscheen der Muhammedaner. Dicht am Platze selbst erhebt sich zunächst der Dschâma el dschedîd. Ein schlichter Bau, weiß getüncht, mit einer großen und mehreren kleinen Kuppeln — fast kunstlos scheinend, und doch wie meistens diese orientalischen Kuppelbauten schön und eindrucksvoll, mit seinem viereckigen Minaret durchaus eine Zierde des vornehmsten Platzes der Stadt, die man nicht missen möchte. Ein genuesischer Christensklave, den die Seeräuber im siebzehnten Jahrhundert als Beute mit heimgebracht, soll die Moschee erbaut haben. Er baute sie wie die heimischen Kirchen in Kreuzesform. Als aber die Mauren den Hohn merkten, daß ihre Moschee wie ein steinernes Bekenntnis zum Gekreuzigten gemacht war, ergriffen sie den kühnen Baumeister und ließen ihn in den Flammen mit dem Tode büßen.

Schöner ist die hart daneben stehende Moschee Dschâma el kebîr, die mit ihren prächtigen gezahnten, auf weißen Marmorsäulen ruhenden Arkaden zu den schönsten Bauten Algiers gehört und schon 900 Jahre, seit der Zeit der Ottonen, auf diesem Platze steht. Beide Moscheen sind, wie überall in Algier, auch dem Europäer ohne weiteres zugänglich, bieten aber in ihrem Innern nichts von Interesse.

* * *



Aufstieg vom Quai zu den Boulevards.

Im Basar sehe ich an einem der belebtesten Plätze einen blinden Bettler am Boden sitzen. Fortwährend bittet er, während seine Ohren sichtlich auf die Schritte der zahllosen Menschen lauschen, die hastig an ihm Vorübergehenden um eine Gabe. Seine Bitte ist echt orientalisch nur auf dem Umweg über den lieben Gott mit einem kleinen Kompliment an die Menschen gerichtet. Unablässig läßt er seine Stimme ertönen:

„O du Allbarmherziger, Allgütiger, O Allah du Gnädiger, sieh doch diese barmherzigen Leute, die alle den armen Blinden nicht ohne eine Gabe sitzen lassen! Sieh, wie sie alle die Hände auftun — segne diese milden Hände! O Allah, vergilt ihnen ihre Wohltaten! Allah, öffne ihnen die Tore des Friedens, öffne ihnen die Pforte des Paradieses! O Allah, sieh diese barmherzigen Leute, vergiß es ihnen nicht" — — —

Und alle gehen vorüber, und keiner gibt ihm etwas.

* * *

Durch den terrassenförmig aufsteigenden Jardin Marengo, einen vielbesuchten öffentlichen Garten mit wundervollen Palmen, Yukkas, Bambus, steige ich zu der schönsten Moschee von Algier, dem Dschâma Sîdi Abderrachmân hinauf. Zu der Zeit, wo in Deutschland die Buchdruckerkunst erfunden wurde, hat man sie hier zu Ehren eines gefeierten Heiligen namens Abderrachmân gebaut. Der eigentliche Moscheebau ist schlicht und anspruchslos. Aber das Ganze ist überaus malerisch, und prächtig ist das Minaret, das sich neben einer gewaltigen Cypresse erhebt und zu den Perlen algerischer Baukunst gehört. Auch inwendig ist die Moschee im muhammedanischen Geschmack reich ausgestattet. Bunte seidene Tücher, Fahnen, Teppiche, Grabmäler von Paschas, malerisch von der Decke herabhängende Straußeneier und Kronleuchter bilden den Schmuck des Heiligtums, dessen Wände unten mit schönen Fayencen verkleidet sind.

* * *

Den Rückweg zur Stadt mache ich in einem Bogen durch das maurische Viertel. In einem der engen Basare höre ich, nachdem ich soeben aus der kleinen Moschee Muhammed esch-Scherîf herausgetreten, ein ohrenzerreißendes Geschrei: Kinderstimmen in allen Tonarten schreien wie in größter Angst. Ich eile hin, um zu sehen, ob ein Unglück geschehen ist. Die Stimmen kommen aus den offenen Fenstern eines Hauses, in das ich eintrete. Ein paar Stufen führen mich in einen größeren Raum, und auf den ersten Blick löst sich das Rätsel: es ist — eine muhammedanische Koranschule.

Moschee Dschâma el kebir.

In einer Fensternische sitzt der würdige Schulmonarch. Als Zeichen seiner Macht und Würde hält er einen langen Stock in der Hand, der fast durch das ganze Zimmer reicht. So kann er, wie die Kutscher auf den Alpenposten mit ihrer Peitsche auch die entferntesten Pferde erreichen, auf jeden Schüler einwirken, ohne sich vom Platze zu erheben. Um ihn herum sitzen auf dem mit Matten belegten Boden arabische Kinder, die den Koran lernen. Jeder Knabe hält eine Tafel in der Hand, auf der ein Abschnitt aus dem Koran geschrieben steht. Dies Pensum muß er in ungezählten Wiederholungen laut aufsagen oder vielmehr brüllen, indem er mit übergeschlagenen Beinen auf dem Boden sitzt und den Rumpf taktmäßig nach vorn und hinten wiegt; eine Gymnastik, die gegen das lange Sitzen sehr heilsam sein mag, nach Ansicht der muhammedanischen Schulmeister aber auch höchst geeignet ist, den Geist rege zu erhalten. Sobald einer mit Schreien oder Wiegen einhält, erhebt der Schultyrann seinen Stab und versetzt dem Säumigen eine wohlgezielte Aufmunterung auf den Kopf, meist nur eine sanfte Berührung wie bei einem barmherzigen Kutscher, der seinen Pferden nicht wehe tun will. Und die Berührung genügt, um den nachlassenden Eifer sofort wieder auf die Normaltemperatur zu bringen.

Mein Eintreten ist übrigens sofort von der ganzen Gesellschaft bemerkt worden. Alle Rümpfe wiegen und wippen rastlos hin und her, alle Hälse schreien, aber aller Augen sind auf die ungewohnte Erscheinung eines Europäers in der Schule gerichtet.

Ich widme dem ehrwürdigen weißbärtigen Schulmonarchen die höflichste arabische Begrüßung, die mir zur Verfügung steht, indem ich den Kopf neige und die rechte Hand an Brust, Lippen und Stirn führe, und frage ihn nach seiner Schule. Er ist verwundert, mich in seiner Sprache sprechen zu hören, geradezu aber erstaunt, wie ich mich auch im Koran, den sie hier lernen, bewandert zeige, und ihm meine Anerkennung für seine Leistungen und seine musterhafte Ordnung ausspreche.

Die Wirkung dieses Lobes ist augenblicklich und glänzend. Man sollte wirklich im Leben mehr loben und anerkennen, man würde oft mehr erreichen. Wie sagt doch Lessing? „Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich sie mit mehrerem Ernste treiben soll.“ So wirkt auch auf den guten Magister Abdelkader mein Lob wie Öl auf die Maschine. Er will nun sein Lob auch wirklich verdienen. Stramm richtet er seinen Oberkörper auf und läßt sein Szepter pfeifend durch die Luft sausen. Dieser deutliche Wink mit dem Zaun-

Moschee Sidi Abderrachmân.

pfahl steigert den Eifer der Jungen bis zur Siedehitze. Auf einmal bricht ein Gebrüll los, das alles bis dahin Gehörte weit hinter sich läßt, daß ich fast erschrocken zusammenfahre. Die Wippungen nehmen einen fanatischen Charakter, ein fieberhaft schnelles Tempo an, die Lungen scheinen ihre letzte Kraft aufzubieten. Den ohrenbetäubenden Lärm, der jetzt meist im höchsten Diskant den kleinen, durch drei Arkaden abgeteilten Raum erfüllt, steigert der Meister noch, indem er seinen Stab hie und da unsanft auf einen glattrasierten Schädel herabsausen läßt.

Mit einem triumphierenden Blicke streift mich der Gestrenge nur so von der Seite, offenbar mit sich höchst zufrieden, als wollte er sagen: „Siehst du wohl?“

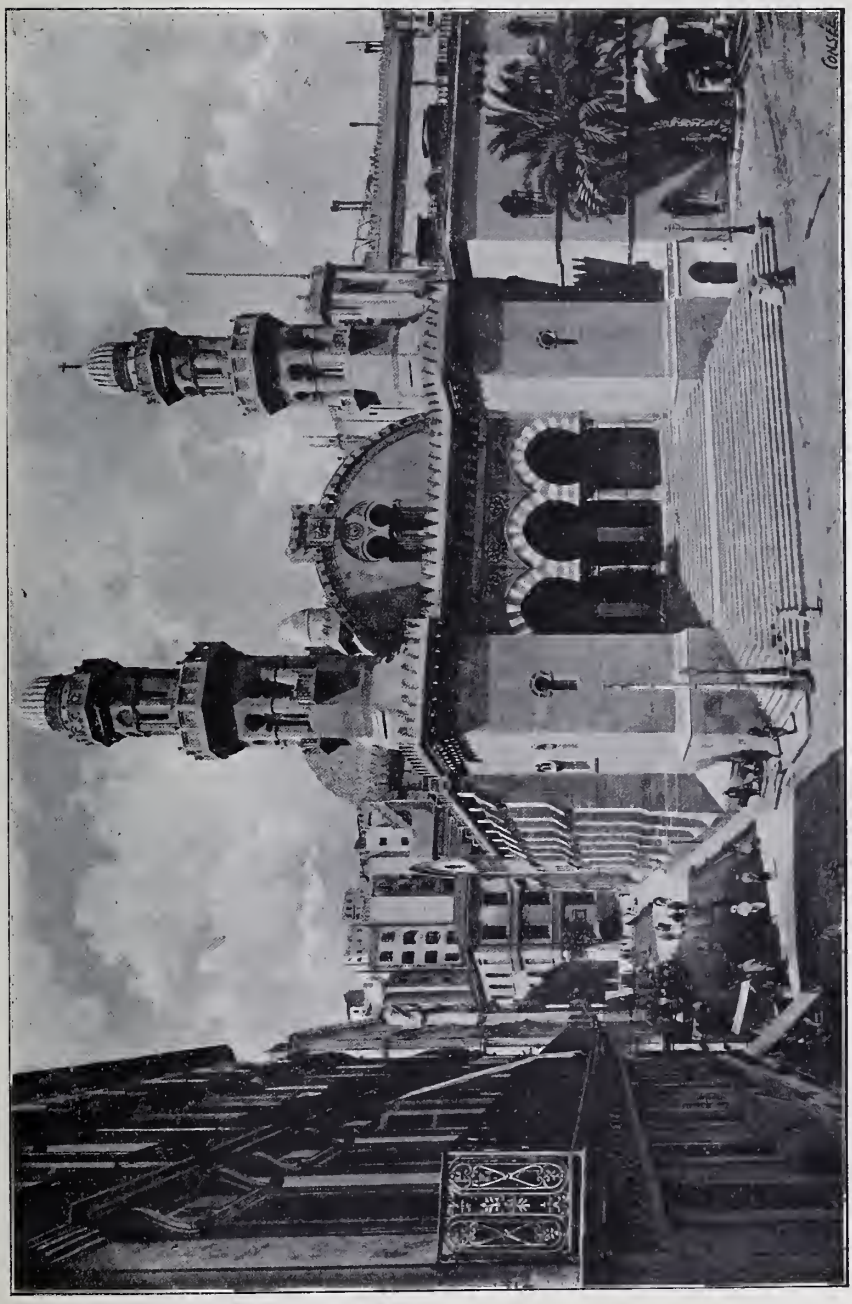
Ich bin auch in der Tat in meinen kühnsten Erwartungen übertroffen, mache dem Meister, um noch weiteren Proben seiner Tüchtigkeit zu entgehen, meinen höflichsten Salaam und enteile durch die engen Gassen hinunter in die untere Stadt.

* * *

An der Place Malakoff, unweit der Place du Gouvernement, befinden sich mehrere Prachtbauten aus altmaurischer Zeit, deren Besuch sehr lohnend ist.

Selbst die katholische Kathedrale, die an diesem Platze liegt, ist dem Charakter der benachbarten maurischen Bauten geschickt angepaßt worden. Eine breite Freitreppe führt zu drei mächtigen maurischen Arkaden hinan, durch die man in die Kirche eintritt, und die beiden stattlichen Minarete, die dem Ganzen fast das Aussehen einer Moschee geben, sind geeignet, dem Muhammedaner die christliche Kirche schon äußerlich nahe zu bringen und heimatlich zu machen. Im Innern der Kirche, in der fast immer eine sehr verbrauchte Luft herrscht, fällt der Mangel an Geschmack auf. Doch war sie lange Zeit die vornehmste Stätte für die Wirksamkeit des berühmten Kardinals Lavigerie.

In unmittelbarer Nachbarschaft der Kathedrale steht der Winterpalast des Gouverneurs von Algier, ehemals Palast des Hassan Pascha. Wie bei allen maurischen Bauten ist die Fassade verhältnismäßig unscheinbar und einfach. Aber im Innern ist der Bau eine wahre Perle maurischer Baukunst. Dieser Hof mit seinen von gewundenen Marmorsäulen getragenen Arkaden, die sich in drei Stockwerken übereinander erheben, diese graziösen Hufeisenbogen und Balustraden, diese Fayencen am unteren Teile der



Kathedrale.

Wandungen, diese Meisterwerke von Spitzenstuck, die alle Wände bedecken, sind das Entzücken jedes kunstsinnigen Auges.

Dem Palais gegenüber steht das „Dar bint es Sultân", das Haus der Sultanstochter, dem man von außen auch nicht ansehen würde, was für Wunder einer hoch entwickelten Baukunst es enthält. Durch das unscheinbare Portal tritt man in einen quadratischen Hof von seltener Pracht. In zwei Stockwerken erheben sich Hufeisenarkaden. Sie ruhen auf zierlichen, schlanken Marmorsäulen, von denen man kaum begreift, wie sie den ganzen schweren Bau tragen können. Der untere Teil der Wände ist mit kostbaren Fayencen bekleidet. Im übrigen sind dieselben namentlich im Obergeschoß mit Stuck bedeckt, der zu den schönsten Erzeugnissen maurischer Kunst gehört. Das Auge kann sich nicht satt sehen an diesen zarten Geweben von Spitzenstuck, die jedes Teilchen der Wände zu einem Kunstwerk machen.

Jetzt wohnen aber keine Sultanstöchter mehr im Dar bint es Sultân. An Stelle des märchenhaften Glanzes eines fürstlichen Harems und lachender Frauenstimmen sind hier seit der französischen Okkupation Bewohner eingezogen, welche strenge Weltentsagung und Ehelosigkeit gelobt haben, der Erzbischof von Algier mit seinen Klerikern. Schwarze Hüte, Sutanen, Priestertalare, Mönchskapuzen bewegen sich jetzt statt der bunten Frauengewänder ernst und feierlich durch die prächtigen Räume. So ändern sich die Zeiten!

Namentlich der Kardinal Lavigerie, der große Heilige des modernen Nordafrika, hat von hier aus seine großartige Tätigkeit entfaltet, deren Spuren man überall, von Marokko bis Tunis, findet. Gerade gegenüber dem Palais des Gouverneurs hatte er sein Hauptquartier aufgeschlagen, und man sagt, daß der energische, oft gewalttätige geistliche Herr, der fast die Rolle eines zweiten Beherrschers von Algier spielte und seine Pläne rücksichtslos durchzusetzen wußte, den hohen Beamten der Republik oft recht unbequem geworden ist. Aber man muß anerkennen, daß er in selbstloser Hingabe seine ganze kraftvolle Persönlichkeit für die katholische Kirche eingesetzt und Großes geleistet hat. Der ganzen nordafrikanischen Kirche hat er seinen Stempel aufgedrückt. Überall, wo man hinkommt, findet man seine Gründungen und Schöpfungen, und mit Recht hat ihm „das dankbare Algier" selbst in der Wüste Sahara, unter den rauschenden Palmen von Biskra, ein monumentales ehernes Standbild errichtet.

* * *

Dar bint es Sultân. (Erzbischöflicher Palast.)

Gegen Abend gehe ich durch die unteren Gassen des maurischen Viertels zurück, der idyllischen Campagne Douglas zu. Es ist die Zeit des Abendgebets. Von den Minareten herab rufen die Muezins durch das rauschende Getöse der Straßen zur Feier, zur Andacht.

Wohl geht der Straßenlärm ungehindert weiter. Das Getriebe einer Stadt von 100 000 Einwohnern läßt sich durch solche Rufe nicht stören. Aber überall kann man jetzt Muhammedaner sehen, die ihr Gebet verrichten. Auf den Höfen, in den Gärtchen hinter den Häusern, auf Terrassen und Hinterbalkonen sehe ich sie stehen und beten. Ein Teppich oder Mantel wird auf der Erde ausgebreitet, die Schuhe, die man wie einst Mose am feurigen Busch auszieht, daneben gestellt, das Angesicht gegen Mekka gerichtet und dann auf dem Teppich das Gebet mit den vorgeschriebenen Arm- und Körperbewegungen verrichtet, bald stehend, bald knieend, bald das Angesicht tief auf die Erde herabgeneigt. Von ferne sieht es fast so aus, wie wenn jemand turnt, und ein neben mir stehender Europäer meint, daß dies, von allem anderen abgesehen, in seiner fünfmaligen täglichen Wiederholung eine ganz gesunde Zimmergymnastik sei. Eine Bemerkung, deren Richtigkeit einleuchtet, wenn man bedenkt, daß man sich bei jedem Gebet achtmal, täglich also vierzigmal zur Erde niederwerfen muß.

Aber die Treue, mit der sie ihr Gebet verrichten, die feierliche Gebärde, mit der sie wie geistesabwesend, unbekümmert um die umgebende Welt, nach ihrem geliebten heiligen Mekka hinausschauen, die Ehrfurcht der Anbetung, mit der sie vor dem Ewigen sich bücken und mit der Stirn die Erde berühren, als wollten sie sich ihm ganz zu Füßen legen, hat etwas Rührendes und Heiliges, dessen Eindruck sich niemand entziehen kann. Und manchem, der so des Abends mitten unter dem unruhigen Treiben gleichsam durch eine betende Stadt geht, mag dabei eine innere Stimme sagen: Wärest du doch auch so treu wie sie!

* * *

Endlich ein goldener Morgen, den ich hier in Algier erleben darf! Mit Sonnenaufgang stehe ich droben auf der Dachterrasse. Ein unbeschreiblicher Zauber liegt über dieser schönen, aufwachenden Welt. Im Garten rauscht der mächtige Eukalyptushain geheimnisvoll herüber, die Palmen wiegen ihre Kronen leise im Morgenwinde, Zehntausende von Rosen senden ihre süßen Düfte berauschend herauf.

Es ist, als ob der Ewige hindurchwandelte und mit dem Saum

seines Kleides die wonnige Welt berührte, wie es vom Garten Eden heißt, daß der Herr darinnen ging, da der Tag kühle worden war.

Die grünen Nordabhänge des Sahel, des nach dem Meere zu abfallenden Berg- und Hügellandes, wozu auch die Höhe der Campagne Douglas gehört, sind mit reizenden kleinen und großen Villen übersät, die aus dem Grün ihrer Palmen, Eukalyptus-, Oliven- und Zitronenhaine hervorschimmern. In der Tiefe leuchtet unermeßlich weit das blaue Meer, auf dem wie Möven die weißen Segel der Fischerflotte Algiers in den Hafen zurückfahren. Der herrliche Golf, dessen halbmondförmige Linie sich bis zum fernen Kap Matifu im Osten hinzieht, ist in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar. Im Süden und Westen breitet sich die fruchtbare Metidschaebene mit ihren Gärten aus, und dahinter erheben sich, von den vergoldenden Strahlen der Morgenröte getroffen, die fernen Atlasketten, deren schneegekrönte Gipfel aus einem feinen Nebelflor um so geheimnisvoller hervordämmern. Das ist ein Panorama von überwältigender Schönheit, und man könnte die Bewohner der Campagne Douglas beneiden, die jahraus jahrein dies Paradies bewohnen dürfen.

* * *

Bei meinen heutigen Wanderungen habe ich den Vorzug, von den Damen des Hauses begleitet zu sein. Zuerst besuchen wir in der Stadt noch einige der bedeutendsten maurischen Bauten. Besonders interessant ist die öffentliche Bibliothek, ein prächtiger maurischer Palast, den vor hundert Jahren einer der letzten Deis, der Dei Mustapha, erbaut hat. Jetzt dienen die Räume, die einst in ihrer Jugend den wilden Glanz eines Seeräuberkönigs und seines Hofhaltes gesehen, den ernsten Zwecken der Wissenschaft. Um einen weiten Hof, dessen Hufeisenarkaden zierliche Marmorsäulen tragen, und dessen Wände teilweise mit kostbaren Kacheln bedeckt sind, gruppieren sich die Säle und Zimmer der Bibliothek, die unter ihren 40 000 Bänden über 700 wertvolle arabische Handschriften aus alter Zeit enthält.

Nur wenige Schritte weiter, und wir treten in ein anderes maurisches Haus ein, in dem sich eine eigenartige Schule befindet. Hier werden mit finanzieller Beihilfe der französischen Regierung eingeborene Mädchen in die Geheimnisse des Teppichknüpfens eingeführt, um die hochentwickelte Teppichindustrie Algiers zu erhalten und zu fördern.

Innerhalb des hohen, bedeckten maurischen Hofes sitzen in mehreren Stockwerken unter den Arkaden kleine Mädchen, die mit erstaunlicher Ge-

schwindigkeit Finger und Schere bewegen und Teppiche knüpfen. Die Zeichnung, die ihnen als Vorlage dient, hängt vor ihnen. Aber selbst die schwierigsten Muster bewältigen die Fortgeschrittenen spielend mit einer anscheinend nie versagenden Sicherheit. Wo die Farben zu wechseln sind, wo die Schere den geknüpften Faden abschneiden muß, das wissen die kleinen Künstlerinnen so genau, als ob ihre Hände Teile einer elektrisch betriebenen Maschine wären.

An den Wänden befindet sich eine Ausstellung der fertigen Teppiche, die die Kinder gewoben haben, von den einfachsten bis zu den kunstvollsten. Eine besonders geschickte Schülerin sehen wir einen Teppich aus lauter Seide knüpfen. Drei Monate ununterbrochener Arbeit braucht sie, um ihn zu vollenden, und die Lehrerin versichert uns, daß sie für einen solchen Teppich ohne weiteres tausend Franken erhalte.

* * *

Wir wenden uns zur Pêcherie, dem sehr sehenswerten Fischmarkt von Algier. Er befindet sich in unmittelbarer Nähe der uns schon bekannten Moschee Dschâma el dschedîd, die deshalb auch im Volksmunde allgemein den Namen Mosquée de la pêcherie führt. Hierher kommt jeden Morgen hundertgestaltig der frische Ertrag aus den Tiefen des Meeres, die einzige Art von Seebeute, die auch heute noch die Nachkommen der alten Korsaren aus dem fröhlichen, brausenden Meere nach Algier bringen dürfen. Die verschiedenartigen Fische und Seetiere, für deren Eßbarkeit ja der Anwohner des Mittelmeeres die Grenzen viel weiter gezogen hat als wir Nordländer, oft in fremdartigen Formen und prächtigen Farben, stehen hier zur Schau. Außer den Fischen sind nicht nur Austern und Muscheln aufs reichlichste vertreten, sondern auch all jenes Getier, das da kreucht und fleucht in den Meerestiefen, das der Italiener als frutti di mare bezeichnet, und das die Wonne des Neapolitaners ist. Wir begnügen uns auch keineswegs mit dem bloßen Ansehen, sondern steigen hinunter in das Speisehaus, das unter den Gewölben des Fischmarktes alle Erzeugnisse des Meeres in köstlicher Zubereitung und appetitlicher Form darbietet, und halten ein solennes Frühstück in der berühmten Pêcherie von Algier, um uns zu weiteren Taten dieses Tages zu stärken.

* * *

Auf einem stolz und kühn ins Meer hinausspringenden Gipfel des Sahel steht im Westen von Algier die Kirche Notre Dame d'Afrique,

Rue d'Alger.

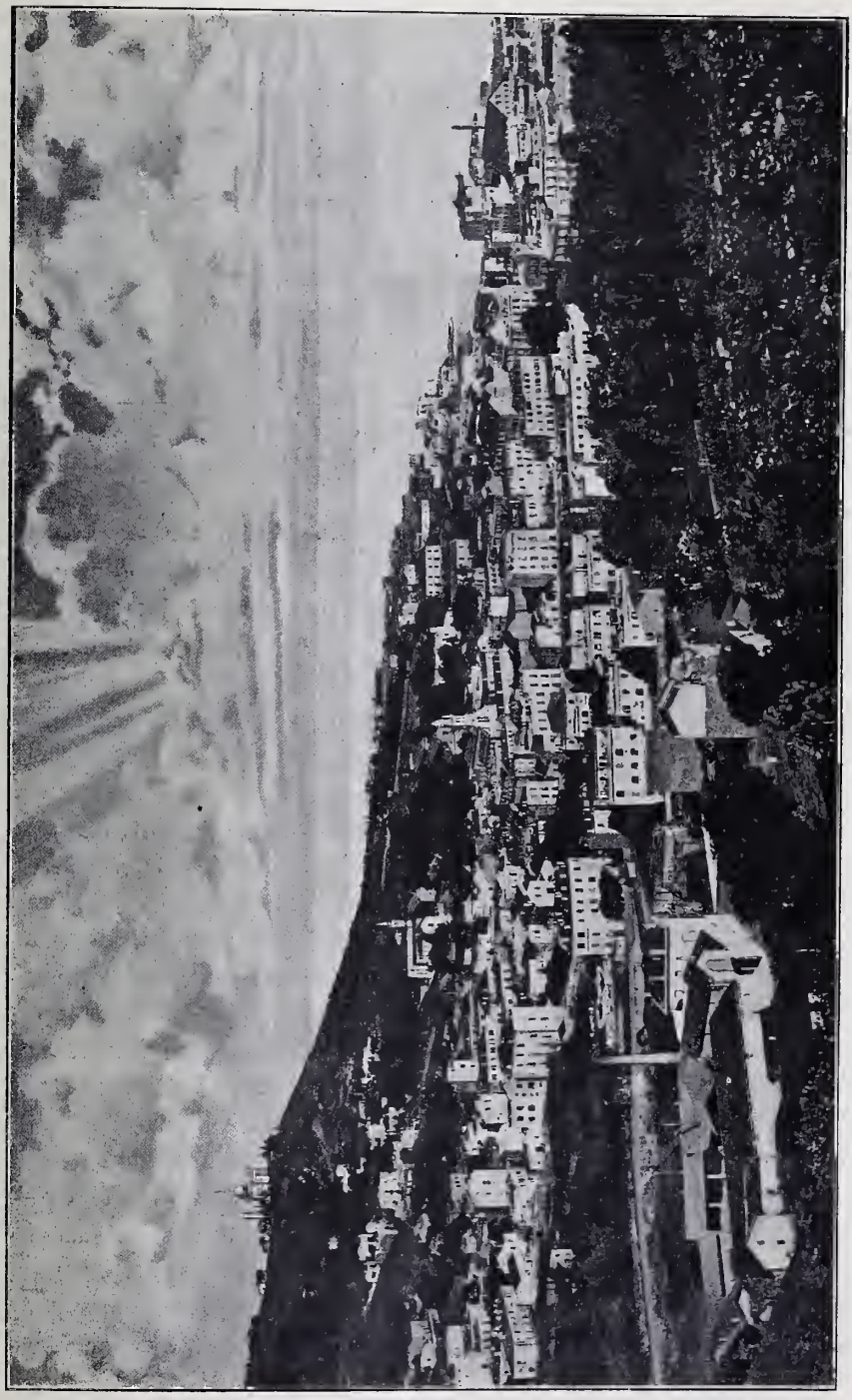
eine Gründung des Kardinals Lavigerie. Um sie zu erreichen, verlassen wir die Stadt und fahren von der Vorstadt Bab el Uêd in drei Viertelstunden auf die Höhe. Je höher wir steigen, desto schöner wird die Aussicht über Land und Meer.

Droben angekommen belohnt uns ein wahrhaft königlicher Blick hinab und hinaus auf das Meer, das in wundervollem Blau unermeßlich weit vor uns liegt. Zahlreiche weiße Segel fliegen darüber hin, in der Ferne fährt ein Dampfer nach Europa zu. Die Kirche, die wir schon lange marmorweiß von der Höhe herabschimmern sahen, ist ein imposanter Bau, in dem romanische und byzantinische Formen mit einander verschmolzen sind. Eine hohe Kuppel krönt dieselbe. Der Turm hat, wie alle Kirchen Lavigeries, die Gestalt eines Minarets, um schon durch sein Äußeres auch die muhammedanischen Landeskinder zu locken.

Im Innern fesselt unsern Blick sofort über dem Altar das mächtige Standbild der Maria, der die Kirche geweiht ist. Da aber Afrika der schwarze Weltteil ist, ist die heilige Jungfrau den Mohren eine Mohrin geworden. Mit ihrer schwarzen Hautfarbe soll sie den Schwarzen als eine der Ihren erscheinen. Ihr soll durch diese Kirche, die gewissermaßen auf der Nordspitze Afrikas steht, dieser ganze Weltteil zugeeignet werden. Hoch über ihrer Statue liest man an der Wand des Triumphbogens in übergroßen Buchstaben die Inschrift: Notre Dame d'Afrique, prie pour nous et pour tous les Musulmans d. h. Unsere liebe Frau von Afrika, bitte für uns und alle Muhammedaner! In allem zeigt sich das Bestreben Lavigeries, den Muhammedanern die katholische Religion populär zu machen.

Im übrigen hat die Kirche der schwarzen Madonna in ihrem Innern wenig Anziehendes. Alle Wände sind bedeckt mit zahllosen Weihgeschenken, die als Zeugen einer von der Heiligen gewährten Hilfe oder Rettung dienen sollen, Krücken, menschliche Glieder, Taschen, Stäbe, Schiffsmodelle, sogar einen alten Kneifer eines vielleicht von Kurzsichtigkeit Geheilten entdecken wir unter dem staubigen Plunder.

Um so königlicher ist die Lage der Notre Dame d'Afrique, die wir hinaustretend bewundern. Das Ufer des blauen Meeres säumen die freundlichen Häuser der Vorstadt St. Eugène, mit denen selbst die schmalsten Landzungen bis dicht an den Wellenschlag besetzt sind. Herwärts sehen wir die Friedhöfe Algiers liegen. Wohlgepflegte Gärten, in denen die verschiedenen Konfessionen, nur durch Mauern getrennt, friedlich



Auf der Höhe: Notre Dame d'Afrique. Im Vordergrunde: Vorstadt Bab el-Uéd.

neben einander liegen. Den jüdischen Begräbnisplatz erkennt man daran, daß sich kein Kreuz auf demselben erhebt.

Auch die Höhe der Notre Dame d'Afrique ist dem Gedächtnis der Toten gewidmet. Es war ein sinniger Gedanke, gerade hier oben, wo man das Meer Afrikas sich bis in unermeßliche Weiten ausdehnen sieht, eine Kirche zu bauen, die besonders dem Gedächtnis der auf dem Meer Umgekommenen geweiht ist. Da hier besondere Gebete für diese Opfer des Meeres und für die in Gefahr schwebenden Seefahrer gehalten werden, ist die Notre Dame d'Afrique einer der beliebtesten Wallfahrtsorte für die katholischen Seeleute aller Nationen. Besonders die neapolitanischen Fischer, die in großer Zahl nach Algier kommen, besuchen mit Vorliebe ihre Meeresmadonna und haben ihr eine in der Kirche aufgestellte Statue aus massivem Silber gestiftet, für die die armen Leute unter sich 15000 Franken gesammelt hatten.

Auf der äußersten Spitze des Vorgebirges nach dem Meere zu erhebt sich auf einem grabsteinförmigen Unterbau ein mächtiges steinernes Kreuz, das besonders dem frommen Andenken der Toten des Meeres gewidmet ist. Unter dem Kreuze, das von der Spitze Afrikas weit hinausschaut ins Meer, lesen wir die Inschrift: A memoire de ceux qui ont péri sur la mer et ont été ensevelis dans ses flots, d. h. Zum Andenken derer, die auf dem Meere gestorben und in seinen Fluten begraben sind.

Meine Begleiterin erzählt mir von einer beweglichen Feier, die jede Woche zu Füßen dieses Steinkreuzes stattfindet. Jeden Sonntag wird das Monument zu einem feierlichen Totenamt schwarz bekleidet. Schiffer aus allen Nationalitäten stehen andächtig umher, schauen auf das weite Meer hinaus und gedenken ihrer toten Kameraden, während der Priester seine Gebete für die in den Wellen Begrabenen hält. Es soll jedesmal ein ergreifender Anblick sein, wenn der stille ernste Zug der Schiffer in Prozession aus der Kirche daherkommt, diese in ihren Teerjacken oder Matrosenanzügen hier um das Kreuz her stehen und hinausschauen auf das blaue heimatliche Meer. Da werden die wetterharten Gesichter weich, Tränen treten ihnen in die Augen, und sie gedenken derer, die sie einst geliebt, und die nun draußen in dem ungeheuren Wassergrabe zur langen Ruhe gebettet sind. Es ist unseres Wissens diese Notre Dame d'Afrique der einzige Punkt auf Erden, der dem pietätsvollen Andenken jenes großen Volkes geheiligt ist, das in der wogenden, brausenden See seinen Tod fern von der Heimat gefunden hat.

Nach einem wundervollen Abstieg durch die Eukalyptus- und Olivenhaine der Vallée des Consuls in die Vorstadt St. Eugène machen wir am entgegengesetzten Ende der Stadt noch einen kurzen Besuch in dem berühmten Jardin d'Essai mit seiner tropischen Pracht, seinen wundervollen Palmen-, Magnolien-, Araukarien- und Bambusalleen, und kehren dann nach einem reichen Tagewerk wieder zurück in die friedliche Gartenwelt unserer Campagne Douglas.

Algerischer Schuhputzer.

Zeltlager in der Wüste Sahara.

Durchs Kabylenland bis zur Sahara.

Nachdem am gestrigen Tage eine herrliche Fahrt nach Busaréa, dem stolzesten, über 400 Meter hohen Gipfel des Sahel, den krönenden Abschluß des Aufenthaltes in Algier gemacht hat, fahre ich heute am 30. April mit der Eisenbahn gegen Osten dem Kabylenlande zu.

Die Kabylen sind der interessanteste Stamm der über ganz Nordafrika hin zerstreuten alten Berberbevölkerung. Im übrigen Algerien zeigen sie sich vielfach mit arabischen Elementen vermischt. Aber hier, in der sogenannten „großen Kabylie", dem wildromantischen Berglande im Osten von Algier, das sich um das mächtige, schneebedeckte Dschurdschûra-Gebirge gruppiert, haben sie sich jahrtausendelang rein und unvermischt erhalten. Punier, Römer, Byzantiner, Vandalen, Araber haben die Küsten Kabyliens erobert, aber das tapfere Bergvolk, das hier hauste, hat mit seiner stolzen Freiheitsliebe ihren Angriffen standgehalten. Erst im Jahre 1857 gelang es den Franzosen unter dem Marschall Randon, durch die wilden Engpässe des Dschurdschûra zu marschieren und die stolzen Kabylennacken unter das Joch zu beugen. Aber noch manchmal brauste der alte Unabhängigkeitssinn in zornigen Aufständen auf. Noch im Jahre 1871 wurde die französische Bergfeste Fort National, die auf stolzer Höhe

Kabyle.

mitten in der Kabylie das Land in Schach halten soll, zwei Monate lang von den Eingeborenen belagert, bis sie von den heranrückenden Kolonnen des Generals Lallemand befreit wurde.

Hier in den Bergen, durch deren Täler von den Schneehöhen des Dschurdschûra brausende Wildbäche herabströmen, lebt der Kabyle, von der Außenwelt abgeschlossen, nach den Sitten seiner Väter. Und die Franzosen waren klug genug, gerade ihnen ein größeres Maß von Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit zu lassen als den übrigen eingeborenen Stämmen Algeriens. Schon diesen Dörfern, die oft wie Adlerhorste droben auf den Klippen des Gebirges hängen, sieht man etwas von dem Unabhängigkeitssinn ihrer Bewohner an. Ihre Lebensweise ist von derjenigen der Araber durchaus verschieden. Schon der germanische Typus ihrer Gesichter zeigt uns, daß wir hier eine ganz andere Rasse vor uns haben. Sie lieben aber auch, was der nomadisierende Araber haßt, den Ackerbau, und nützen in ihren Bergen und Tälern jeden Winkel aus, der irgend anbaufähig ist.

Auch ihr Familienleben ist anders. Hier ist nichts von jener unwürdigen Stellung der Frau, die bei dem Araber entweder die Sklavin oder das Spielzeug des Mannes ist, sondern ebenbürtig steht die Kabylenfrau an der Seite ihres Gatten. Wohl wird auch sie gekauft, und wohl ist auch hier dem Manne gestattet, sich noch mehr Frauen anzuschaffen und dadurch des Hauses Glück und Frieden zu zerstören. Aber weitaus die meisten Kabylen haben nur eine Frau und räumen ihr eine würdige und geachtete Stellung ein, die wir bei den übrigen orientalischen Völkern vergeblich suchen. Das zeigt sich schon äußerlich darin, daß die Kabylenfrau nicht wie die übrigen Frauen der muhammedanischen Welt verschleiert geht, als ob ihr Gesicht nur dem Manne gehörte, der sie gekauft hat, sondern mit freiem Angesichte schaut sie die Welt und die Menschen an. Darum hat sie auch einen freieren, edleren Charakter als jene Haremsfrauen. Sie ist die fleißige Mitarbeiterin ihres Mannes, und wenn er ins Feld zieht gegen den Feind, so zieht sie mit, verbindet den Verwundeten, ja nimmt wohl auch die Flinte des Gefallenen und setzt mit unerschrockener Kühnheit den Kampf fort, um am Mörder des Gatten die heilige Pflicht der Blutrache zu erfüllen.

Auch in religiöser Hinsicht unterscheidet sich der Kabyle in vielen Dingen vom Araber. Zwar ist es den muhammedanischen Eroberern einst gelungen, sie zum Anschluß an den Islam zu bewegen. Die Familien der Marabut d. h. der Heiligen, die man da und dort in ihren

Kabylin.

Dörfern ansiedelte, waren die eifrigsten Träger der muhammedanischen Propaganda. Aber eine große Zahl von mehr heidnischen Gebräuchen und Anschauungen haben sie beibehalten. Auch hinsichtlich der muhammedanischen Dogmatik und Religionsübung gestatten sie sich sehr wesentliche Einschränkungen, so daß man sie wegen ihres freieren Standpunktes nicht unzutreffend als die Protestanten des algerischen Islam bezeichnet hat.

Tatsächlich hat auch eine von französischen Schweizern und Engländern begründete protestantische Mission seit mehr als zwanzig Jahren in den Bergen der Kabylie Wurzel gefaßt und manche schöne Erfolge errungen. Die Hauptstation ist in Dschemâ-Sahridsch, einem interessanten großen Kabylendorfe von etwa 3000 Einwohnern in der Nähe von Fort National. Die Arbeit hat sich aber ausgedehnt. Drei kleine Missionsgesellschaften unterhalten jetzt sechs verschiedene Stationen unter den Kabylen der Dschurdschûra-Berge, deren Gemeinden mit großer Liebe am Evangelium hängen. So kann man denn in diesen weltabgeschiedenen Gebirgsdörfern manchmal einem evangelischen Glaubensgenossen begegnen. In den einfachen fensterlosen Häusern, die meist aus ungefügen Steinen ohne Mörtel gebaut sind, sitzt oft eine solche Gruppe in Burnus und Heik zusammen und liest eifrig das Neue Testament, das ihnen der Schweizer Cuendet in die Kabylensprache übersetzt hat, oder singen die Lieder aus dem kabylischen evangelischen Gesangbuch, das in den letzten Jahren gedruckt worden ist.

* * *

Die Eisenbahn umkreist auf der südlichen Seite das Bergland der großen Kabylie. Schon aus der Ferne leuchten mir die schneebedeckten Gipfel des Dschurdschûra entgegen. (Vgl. die Karte im Anhang.)

Ab und zu fahren wir wie durch einen weiten See, da die ungewöhnlich anhaltenden Regengüsse der letzten Zeit weite Strecken der Ebene überschwemmt haben. Auch an dem vorsichtigen, langsamen Fahren ist zu merken, daß unser Zugführer dem aufgeweichten Erdgrunde nicht recht traut.

Nach einigen Stunden verlassen wir die eintönige Ebene, und die Bahn tritt in die Täler des Berglandes ein. Hier müssen die durch die Sturzregen entfesselten Bergströme übel gehaust haben. Man sieht es an zerstörten Wegen und entwurzelten Baumstämmen. Da und dort, wo die Bahn einen Abhang umzieht, wird beängstigend langsam gefahren. Plötzlich macht der Zug ganz Halt, und es wird uns eröffnet, daß die Bahnstrecke

Kabylinnen.

auf eine Entfernung von zwei Kilometern durch mehrere Erdrutsche ganz unfahrbar geworden sei. Wir müssen also diese Strecke zu Fuß zurücklegen und werden, wie uns mitgeteilt wird, jenseits einen neuen Zug vorfinden, der uns von Constantine entgegengefahren ist.

Also ausgestiegen! In großer Prozession wandern alle Insassen des Zuges auf der Talsohle talaufwärts. Dienstfertige Kabylen tragen unser Gepäck. Oben am Bergeshang sehen wir unterwegs die Unfallstelle. Durch einen Bergrutsch ist weithin das ganze Erdreich unter der Bahn weg ins Tal hinuntergestürzt. Wie zwei scharfe schwarze Linien durch den blauen Himmel sieht man den Schienenstrang, nur durch seine eigene Last leicht gebogen, hoch oben in der Luft schweben.

* * *

Nach neunstündiger Eisenbahnfahrt komme ich nachmittags um 3 Uhr in Bougie an. Prächtig war während der letzten Stunden der Anblick des gewaltigen Dschurdschûra, dessen Gipfel und Rücken mit gewaltigen Schneemassen bedeckt sind. Jetzt ist das ganze Gebirgsland der Kabylie südlich umkreist, und in Bougie glänzt mir wieder der blaue Spiegel des Mittelmeeres entgegen.

Bougie ist seiner Lage nach eine der reizendsten Städte, die man am Mittelmeer sehen kann. Hoch steigt hart vom Meere ein riesiger Felsblock empor. Auf seinem Rücken erheben sich die schmucken, sauberen Häuser und schauen von den kühnen Felswänden oft mit vielen Stockwerken malerisch herab zur Marina. Der malerische Reiz wird zu jetziger Jahreszeit noch bedeutend erhöht durch die vielen Bougainvillers, Kletterpflanzen, welche wahre Riesenteppiche aus schimmerndem violettem Sammet in Tausenden von Blüten über Häuser und Felsmauern herabhängen lassen und die Stadt wie in ein leuchtendes Brautgeschmeide kleiden.

Das Schönste aber ist das entzückende Panorama, das sich vor meinen Augen ausbreitet, nachdem ich durch die sauberen Gäßchen der Stadt zum Marktplatz hinaufgestiegen bin, der hoch oben auf der Felsenwand, durch eine Brüstung abgeschlossen, zur wonnevollen Schau einladet. Den ganzen Golf, der von alters her als der sicherste Hafen der ganzen Küste gilt und für die Schiffahrt das natürliche Eingangstor in die Kabylie bildet, umrahmt in weitem Kreise ein Amphitheater hoher, kühn gezackter Berge, von denen der mächtige Babôr im Südosten mit blendenden Schneemassen bedeckt ist. In zarten, duftigen Konturen heben sich die Berge von dem klaren Himmel ab und schauen hernieder auf ein azurblaues

Meer, das von Segelschiffen, Fischerbooten und einigen Dampfern belebt ist. Ein Bild, das in seinem Farbenschimmer an den Blick erinnern könnte, den man von Capri aus auf die gegenüberliegende sorrentinische Halbinsel und den Monte San Angelo hat.

Kein Wunder, daß es unseren Landsleuten, den Vandalen, einst hier so gut gefallen hat, zu jener Zeit, als nach der Völkerwanderung der germanische Stamm mit seiner ungebändigten Kraft wie in wilder Blütenpracht fast alle Küsten des Mittelmeeres, in Italien, Frankreich, Spanien, Nordafrika bedeckte.

Die Vandalen nannten die Stadt Guraja, d. h. Berg ein Name, der heute noch an dem höchsten Berge haftet, der die Stadt überragt. Das heutige Bougie, von den Eingeborenen Bedschaja genannt, hat etwa

Bougie.

15000 Einwohner, von denen 2500 Franzosen sind. Ein fleißiges Völkchen, das die schöne Hafenstadt der Kabylie von Jahr zu Jahr zu größerer Blüte bringt und vielleicht noch einer glänzenden Zukunft entgegenführen wird.

* * *

Noch spät in der Nacht sitze ich draußen auf dem Balkon meines Gasthauses, der hoch hinausschwebt über die Marina. Drunten tief unter meinen Füßen rauscht und brandet das Meer.

Der Vollmond ist aufgegangen und gießt, so weit das Auge reicht, eine breite silberne Straße übers Meer. So hat er über diesem Golfe schon geschienen, der silberne himmlische Wanderer, als die Punier hier ihren Handelshafen anlegten und karthagische Flotten aus- und einliefen, als vor 2000 Jahren Hannibal in wildem Römerhaß hinüberzog nach Spanien und mit seinen kühnen Scharen hier Halt machte. So hat er

herumtergeschienen, als die eisernen Römer hier herrschten, als die blauäugigen Deutschen, die Vandalen, durch die Gassen der Stadt wandelten, als die arabischen Korsaren hier hausten, als Karl der Fünfte bei seinem verunglückten Kriegszug gegen die Seeräuber hier landete und droben auf dem Felsen eine Festung baute, und so schaut er heute noch herab auf die französisch gewordene Stadt.

Er hat schon viel gesehen, der gute Mond, der so stille geht. Aber er geht leise in unveränderter Schönheit seine Bahn und übergießt mit seinem milchweißen Glanze Erde und Meer, die die Menschen hier so oft mit Blut und Kriegsgeschrei erfüllt haben. Und in der Ferne im weiten Kreise stehen stahlblau die Berge, und die schneebedeckten Häupter des Babôr schimmern leise im Mondschein. Das ganze Amphitheater der Kabylenberge scheint zu träumen von den Geistern derer, die in flüchtigen Jahrhunderten nacheinander hier geherrscht haben und nun schon längst wieder spurlos verschwunden sind.

Was mag er wohl nach aber tausend Jahren hier sehen, der gute Mond?

* * *

Morgens um vier Uhr, lange vor Sonnenaufgang, fährt die Diligence, ähnlich den Alpenpostwagen in der Schweiz, von Bougie ab. Wir haben heute 113 Kilometer vor uns, außerdem steigt die Straße durch die berühmte Schlucht Schâbet el Achra bis zu unserem Ziele Setif, der höchstgelegenen Stadt Algeriens, mehr als 1100 Meter an. Daher ist früher Aufbruch nötig.

Es ist noch Nacht, die Straßenbeleuchtung längst erloschen, wie ich die Leiter anlegen lasse, um meinen hochgelegenen Sitz im „Imperial", dem Kabriolett unserer Alpenposten, einzunehmen, den ich mir gestern abend gesichert habe, um namentlich in der Felsenschlucht Gorge de la mort die Aussicht ungehindert genießen zu können. Punkt vier Uhr ergreift der Kutscher seine Peitsche, das Symbol seiner Herrschaft, knallt mehrere Male, daß es durch die schlafenden Gassen widerhallt, und hinaus fährt unsere mit sechs Pferden bespannte Diligence in den frischen Morgen hinein.

Anfangs ist's eine frostige Fahrt. Aber nach einigen Stunden neigt sich drüben der Mond zum Untergang, und auf der anderen Seite steigt die Sonne strahlend über dem Meere auf und übergießt den weiten Golf mit einer Flut von Licht. Jetzt hüllt sich auch ein Berg nach dem anderen

aus seinem nächtlichen Schleier hervor, und der Tag tritt seine volle Herrschaft an.

Die Straße umzieht gegen Osten einen großen Teil des Golfes, bevor sie südlich ins Gebirge einbiegt. So kann ich, in den perlenlichten Morgenhimmel hineinfahrend, mit vollen Zügen den Anblick des Mittelländischen Meeres genießen. Im Geiste sehe ich die Kolonnen der Punier unter Hamilkar und Hannibal über diesen Ufersand marschieren. „Nach Spanien! Nach Spanien!“ heißt ihr Losungswort, um von dort aus Rom zu vernichten. Aber nicht lange, so liegt das edle afrikanische Wild, von dem römischen Jäger zu Tode getroffen, im Sande, und über seinen Leichnam hinweg schreitet Rom jetzt ungehindert zur Weltherrschaft. Bald liegen alle Völker, die um dies Meer her wohnen, Rom zu Füßen. Die ganze damalige Welt lagerte sich ja rings um dies herrliche Mittelmeer, das einen bezeichnenderen Namen gar nicht haben konnte. Dies in der Mitte aller Länder gelegene Meer war das starke Band, das das ungeheure Römerreich zu einer Einheit zusammenfaßte.

Allmählich wird die Küste rauh und felsig. Wir fahren nicht mehr auf flacher Ebene, sondern auf einer Kunststraße, die namentlich am Kap Aokas über ein steil ins Meer vorspringendes Vorgebirge hoch hinwegführt. Bald kühn in den Felsen eingeschnitten, bald durch mächtige Bogenreihen gestützt, unter denen die Felswand jäh in das brandende Meer hinabstürzt, erinnert sie an jene berühmte Straße Italiens, die Sorrent mit Amalfi verbindet.

* * *

Die Schlucht Schâbet el Achra, in die wir südwärts einbiegen, wird von den Franzosen Gorge de la mort, auch Défilé de l'agonie genannt. Sie ist eine der größten Sehenswürdigkeiten Algeriens und liegt im Herzen der sogenannten „Kleinen Kabylie“.

Die Straße folgt dem Laufe des Agriums, der in der Tiefe strömt, während sich rechts und links gewaltige Felswände erheben. Vor einigen Tagen, als die anhaltenden Regengüsse niedergingen, muß der Strom arg gehaust haben. Überall sieht man die Spuren davon: weggerissene Stämme, Steine, Böschungen. Jetzt braust er zwar auch noch mächtig, übt aber seine Kraft nur noch an den Felsblöcken, die drunten in seinem Bette liegen. Seit einigen Tagen hat hier im Tale die Blüte begonnen. Alles blüht, Oliven, Palmen, Oleander, Ginster, Akazien. Von den Höhen gehen häufig Nebenflüsse und Bäche zu Tal, zuweilen in glänzenden Kaskaden

über die Felsen herabstürzend, während hoch oben der Schnee des Ta Babôr glänzt.

Allmählich wird die Landschaft wilder und großartiger. Die beiden Gebirgsmassen des Ta Babôr und des Takuscht, die sich, zum Atlas gehörig, fast zu 2000 Meter erheben, rücken einander näher und zwängen den Agrium in eine immer schauriger werdende Felsschlucht. Die Berge nehmen trotzigere Gestaltungen an. Ganze Festungen drängen sich aus dem Felsgebirge heraus. Hoch auf den verwegensten Klippen stehen zuweilen schlanke Pinien, von denen man nicht begreift, daß sie da droben auf ihrem luftigen Luginsland stehen und wachsen können. Dann folgen wieder nackte Schroffen, deren glatte Wände senkrecht in die Tiefe stürzen.

Mitten in dieser steinernen Wildnis bieten sich an der Straße, die sich durch diese Felsenkolosse hindurchwindet, Bilder von überraschender Lieblichkeit. Wohl einen Kilometer lang ist die Straße von mächtigen Oleandern eingesäumt, jeder Baum wie ein leuchtender Blumenstrauß. Eine wahre Triumph- und Blumenstraße, wie zum Einzug eines Königs gerüstet, an der sich die schimmernd roten Girlanden in verschwenderischer Pracht dahinziehen. Dann wieder folgen blühende Akazien, weithin die Straße wie mit violetten Seidentüchern drapierend. Wiederum stehen malerische Gruppen von Pinien am Wege, sehr häufig auch Korkeichen, die ich hier zum ersten Male sehe.

Ab und zu wird der eilige Lauf unserer Diligence gehemmt durch gefährliche Stellen, die durch die Regengüsse gelitten haben. Das ganze Mauerwerk, das die Straße nach der Talseite zu stützte, ist nicht selten ins Tal hinuntergerollt, so daß bloß ein schmaler Streifen der Straße übrig bleibt, auf dem der schwere sechsspännige Wagen nur mit knapper Not und mit Anwendung der äußersten Vorsicht des Kutschers vorüberfahren kann. Wir atmen jedesmal erleichtert auf, wenn wir glücklich vorüber sind.

Nur an einer Stelle muß alles aussteigen und zu Fuß gehen. Hier ist die Straße gänzlich weggerissen. Etwa dreißig kabylische Straßenarbeiter haben mit Hacken und Spaten einen Einschnitt in den Berg gemacht, durch den der Postwagen hinübergebracht werden soll. Aber auch in dem Einschnitt ist der Erdboden abschüssig und durchweicht, und ein Landauer mit gebrochener Achse steht wie ein Warnungssignal davor. Wir steigen also ab, bis der Wagen die gefährliche Stelle am Abgrunde entlang passiert hat. Die ganze Schar der Straßenarbeiter hilft mit. Auf der Talseite begleiten sie Mann an Mann den Wagen, den sie mit Lebensgefahr gegen das Abstürzen stützen. Andere greifen in die Speichen,

Kabylischer Bettler.

um den Pferden zu helfen, wieder andere bearbeiten die Pferde mit Stöcken und Fäusten, um sie zu höchster Kraftanstrengung zu spornen. Und hoch oben auf dem Bock sitzt der französische Kutscher und dirigiert mit kaltblütiger Ruhe das gefährliche Experiment, bis er mit einem triumphierenden Blicke jenseits Halt macht und uns zum Einsteigen auffordert.

* * *

Nach wenigen Minuten kommen wir an eine Poststation, ein kleines Häuschen, an dem ein Herr wartet, um in die Diligence einzusteigen. Es ist derselbe, dessen zerbrochenen Wagen wir vorhin gesehen haben. Infolge des Unfalles hat er hier ein primitives Nachtquartier genommen und will nun mit uns weiterfahren. Auch er hat einen Platz im Imperial genommen.

Ich gestehe, daß sich in mir jenes selbstsüchtige Gefühl regt, das wir gewöhnlich empfinden, wenn die bisherige Alleinherrschaft im Coupé durch einen neuen Reisenden gestört wird, von dem man nicht weiß, ob er sich als angenehmer oder lästiger Gesellschafter entpuppen wird. Indessen werde ich sehr angenehm enttäuscht, denn der Ankömmling ist ein deutscher Landsmann. Dazu hat er mit seinem offenen Gesicht, seinen blauen Augen und dem melancholischen Zug um den Mund etwas an sich, was einem auf den ersten Blick Sympathie einflößt.

Wir nehmen also erfreut neben einander Platz, und bald sind wir in angeregter Unterhaltung. Die großartige Natur, die wechselreiche Vergangenheit des Landes, das wir durchfahren, bieten Anknüpfungspunkte genug, und mein Nachbar ist ein Mann, mit dem sich gut plaudern läßt. In Geschichte und Literatur zeigt er sich in seltenem Maße bewandert. Schlagfertig rezitiert er, wie wir von den wechselnden Herren des Landes sprechen, den begrabenen Puniern, den untergegangenen Römern, den Vandalen und Arabern, das Gedicht Rückerts von Chider, dem ewig jungen, der alle fünfhundert Jahre des Weges zieht, jedesmal die Welt von Grund aus verändert findet, während die Leute meinen, ihre Städte, Meere, Wälder hätten ewig da gestanden, und jedesmal mit dem Refrain schließt:

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

* * *

Immer großartiger wird der Gebirgspaß der Schâbet el Achra. Die Felsen treten von beiden Seiten näher heran. In der Tiefe stürmt

der Agriûm rauschend und brausend über Felsgestein und Riesenblöcke. Gießbäche stürzen bald von rechts, bald von links über die Felsen herunter. Die ausgezeichnete Kunststraße windet sich zwischen den gigantischen Mauern hin und her, um außer dem in der Tiefe gurgelnden Flusse auch noch Platz zu finden in dem immer enger werdenden Tale.

Der Fluß selbst ist hier fast in ewige Nacht getaucht. Nur in der Mittagsstunde finden einige Sonnenstrahlen für kurze Zeit ihren Weg in diese finsteren Abgründe. Wenn es aber dann warm wird da drunten in den Felsen, so erzählt unser Kutscher, so kommen Scharen von Affen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um sich zu sonnen. Wir selbst sehen aber nichts von ihnen. Die einzigen Tiere, die wir sehen, gehören der Vogelwelt an. Namentlich prachtvoll gefiederte Tauben fliegen in großer Zahl durch die Klüfte und eilen ohne Brücke über den furchtbaren Abgrund.

In der Tiefe sehen wir an einer Stelle mitten im Agriûm einen ungeheuren Felsblock, vom Wasser rings umbraust. Nur die breite Stirnfläche ist geglättet und darauf weithin sichtbar die Inschrift gegraben: Les premiers soldats qui passèrent sur ces rives, furent des tirailleurs commandés par M. le commandant Demaisons, 7. avril 1864. Ein echtes und rechtes Denkmal, sprechender als so manches andere, das mühsam ausgekünstelt worden ist. Denn was soll ein Denkmal anderes sein, als eine steinerne oder eherne Erinnerung mitten im Strome der Zeit? Die Fluten der Zeit rauschen unabläßig daran vorüber, aber es selbst bleibt unveränderlich stehen für die nachfolgenden Geschlechter. Sind nicht überhaupt alle Erinnerungen der Weltgeschichte diesem Denkmal ähnlich?

* * *

Als ob sie in die finsteren Tiefen des Acheron führen sollte, so zieht unsere Straße zwischen den Felsenungetümen dahin. Oben zwar begegnen uns noch manchmal Gesträuche, Charruben (Johannisbrotbäume), wilde Feigenbäume, die sie hier Kartôsch nennen. Auch an mächtigen Malven, die sich bis zu unserem Imperial emporstrecken und die wir mit den Händen streifen können, fliegen wir vorbei. Aber mehr und mehr gewinnt der kahle, starre Fels die Alleinherrschaft.

Bald fahren wir unter hoch überhängenden Felsen dahin, bald wieder wie auf unseren Alpenstraßen, z. B. am Stilfser Joch, unter langen tunnelartigen Gewölben, die mit großen Kosten zur Sicherung der Straße errichtet sind.

Drunten in der Tiefe tost und donnert der Agriûm, und an seinen glatt gewaschenen Felswänden sieht man deutlich die Adern der geologischen Schichtungen.

Einmal findet die Straße überhaupt keinen Raum mehr zwischen den Felskolossen. Da ist eine Brücke hoch über den Abgrund gespannt, eine zweite Teufelsbrücke, über die unsere Post im Fluge dahinfährt. Und auch jenseits der Brücke läuft die Straße noch eine weite Strecke ganz auf mächtigen Bogenreihen dahin, die erst künstlich von Menschenhand geschaffen werden mußten.

Man kann die Schâbet el Achra mit ihren himmelragenden Felsmauern, ihrem in der Tiefe brausenden Strom, ihren prächtigen Beleuchtungen, ihrer kühnen Straßen getrost mit der Via mala in der Schweiz vergleichen. Sie hat auch von den Franzosen einen ganz ähnlichen Namen erhalten: Défilé de l'agonie, Engpaß des Todeskampfes, oder noch häufiger Gorge de la mort, Schlucht des Todes. Man könnte sich auch in der Tat kein passenderes Symbol denken für jene Schreckensstraße, die zu jenem dunkeln Tore führt, über das Dante in seinem Inferno die Worte geschrieben hat: Lasciate, che intrate, ogni speranza!

* * *

«Diese einsamen Naturschönheiten, die gar keinen Zweck haben und selten von einem Menschenauge genossen werden, sind doch selbst in ihrer wilden Schroffheit erhabene Zeugen der Herrlichkeit Gottes» — sage ich zu meinem Nachbar im Imperial.

Überrascht sieht er mich an. „Gottes? Ich dächte, darüber ist ein gebildeter Mensch im Zeitalter der Naturwissenschaften hinaus."

«Ich wüßte nicht,» antworte ich, «was die Naturwissenschaften damit zu tun haben sollen. Die können das Dasein Gottes ebensowenig widerlegen wie beweisen. Aber der Glaube an Gott ist doch die einzige vernünftige Erklärung der Rätsel des Lebens und der Welt.»

„Das habe ich längst aufgegeben, diese Rätsel vernünftig zu erklären. Der Glaube an einen Gott hat gewiß für viele etwas Beglückendes und Beruhigendes, und darum will ich ihn keinem nehmen. Aber für den Denkenden zerstört doch das Leben solche Illusionen unbarmherzig. Und wir wollen doch nicht Illusionen festhalten, sondern die Wahrheit."

«Gewiß wollen wir das. Aber gerade der denkende Mensch muß immer wieder zu dem Schluß kommen, daß ohne eine göttliche Vorsehung diese Welt gar nicht denkbar ist.»

„Ach Vorsehung! Das ist auch so ein Begriff, der sich auf dem Papier wunderschön macht, der aber vor der rauhen Wirklichkeit des Lebens wie eine Seifenblase zerplatzt. Ich habe da meine Erfahrungen gemacht."

«Darf ich fragen, welche?»

Er schweigt einen Augenblick. Dann sagt er: „Ich spreche sonst nicht gerne darüber. Die Erinnerungen sind für mich zu schmerzlich. Aber wenn Sie sich dafür interessieren, und da uns der Zufall in diesem weltverlassenen Tal zusammengeführt hat, sei's drum! Sehen Sie, ich bin in meiner Kindheit auch in Ihrem Glauben unterrichtet worden, den ich jetzt längst über Bord geworfen habe. Ich hatte eine glückliche Jugend, ich studierte, ich fand eine Frau, mit der ich unendlich glücklich lebte, unser einziges Kind war unsere größte Freude. Das Leben war so schön, wir hätten noch tausend Jahre leben mögen. Wär's so geblieben, wir hätten auf jeden anderen Himmel gerne verzichtet.

„Nach einigen Jahren bauten wir uns eine Villa und bezogen dieselbe. Es war in den ersten Wochen, wo wir da und dort bei der inneren Einrichtung die letzte Hand anlegten. Da steigt meine Frau eines Tages auf einen Stuhl, um eines der Bilder richtig zu hängen. Sie fällt und wird mit heftigen Schmerzen zu Bette gebracht. Der Arzt tröstete, es sei ungefährlich, aber nach wenigen Tagen trug man sie zum Kirchhof hinaus.

„Nun sagen Sie mir, gibt es etwas Stumpfsinnigeres: von einem Stuhl gefallen, und dadurch ein Leben ausgelöscht, das noch tausend Möglichkeiten hatte, das von allen geliebt wurde, das so reich und verheißungsvoll vor uns lag, eine sogenannte unsterbliche Seele, mit einem Schlag durch den unsinnigsten Zufall vernichtet, ausgewischt wie ein Nichts — und da soll ich an Vorsehung glauben?"

„Aber hören Sie weiter," fährt er nach einer Pause fort. „Ich hatte jetzt noch meinen Jungen, meinen Heinrich, das Einzige, was mir noch geblieben war. Ich erzog ihn mit aller Sorgfalt und er machte mir die größte Freude. Er war noch nicht vierzehn Jahre alt, da wird der arme Junge geisteskrank, schmachtet einige Jahre in einer Heilanstalt, und liegt jetzt auch draußen neben seiner Mutter. Ach, Vorsehung! das bloße Wort kann mich bitter machen. Nein, nicht Vorsehung, sondern ein gedankenloser, nichtswürdiger Zufall regiert die Welt, dem es höchst gleichgültig ist, ob dieser oder jener unter den Millionen von Menschen etwas mehr oder weniger grausam zu Tode gequält wird. Wahrhaftig,

wenn ich Vorsehung wäre, ich würde manchmal etwas barmherziger mit den armen Menschen umspringen!

„Aber ich will von mir ganz absehen. Wenn man etwas weiter in der Welt herumgekommen ist wie ich, dann verliert man jenen Glauben erst recht. Ich war in Indien, in Südafrika, in Südamerika und habe diese Millionen von nichtssagenden Leben, diese Kulis und Hottentotten, gesehen, die wie die Herden aufwachsen und zu Grunde gehen. In Indien starben Tausende am Hunger oder an der Pest. Am Morgen wurden sie auf Karren geladen und ins Massengrab gelegt. Und über jeden einzelnen soll eine Vorsehung gewacht haben? Nein, damit läßt sich das grausame Exempel des Lebens nicht lösen. Sehen Sie hier unseren Kutscher, den ich schon seit einer Stunde beobachte, wie er fortwährend auf die armen Pferde lospeitscht. Kaum einen Schritt können die Tiere gehen, ohne vorwärts gepeitscht zu werden. So sehe ich auch das Schicksal an, das keine Vorsehung und keine Nachsicht kennt und uns unbarmherzig vorwärts peitscht, bis wir am Ende sind."

«Und das scheint Ihnen eine befriedigende Lösung des Rätsels?»

„Befriedigend? Nichts ist befriedigend. Was kommt auf unsere Befriedigung an! Niemand fragt darnach. Das einzig Befriedigende ist noch", und er weist dabei hinunter auf den in der Tiefe tosenden Agriûm, „daß es schließlich eine Gorge de la mort gibt, die der ganzen Tragödie ein Ende macht."

«Ich habe das tiefste Mitgefühl für das, was Sie gelitten haben. Aber ich glaube, Sie haben sich Ihr Leiden noch tausendmal mehr dadurch verbittert, daß Sie sich selbst die einzige Quelle des Trostes verschüttet haben. Mir ist trotz alledem, was Sie mir gesagt haben, die Vorsehung Gottes, der unser Leben lenkt bis ins Kleinste, unzweifelhaft, wenn auch uns kurzsichtigen Menschen die Wege Gottes manchmal fürs erste unbegreiflich erscheinen.»

„Das interessiert mich wirklich. Ich bin schon lange keinem gebildeten Mann begegnet, der diesen Glauben ernsthaft verfochten hätte. Wo haben Sie den nur her? Und woher nehmen Sie den Mut dazu?"

«Aus der Bibel.»

„Ach, aus der Bibel!" sagt er, und ein überlegenes Lächeln geht über seine Züge, „wissen Sie, mich erinnert diese Bibel immer an das Orakel von Delphi, das seine Antworten schlauerweise immer so doppeldeutig einrichtete, daß man in dem schließlichen Ausgang, er mochte sein wie er wollte, immer noch eine Erfüllung sehen konnte. Jeder erklärte

sich's anfangs fröhlich nach seiner Façon, und schließlich kam's immer ganz anders. Von einem Ungebildeten würde mich's nicht wundern, aber Sie?"

«Ich glaube, daß gerade ein gebildeter Mensch sich hüten sollte, über die Bibel abfällig zu urteilen. Jedenfalls ist sie das Buch, das auf die Entwicklung der Menschheit den größten Einfluß gehabt hat, und zwar einen veredelnden Einfluß, wie ihn kein anderes unter den Millionen des Büchermarktes aller Zeiten aufzuweisen hat. Erinnern Sie sich nicht, wie selbst unsere größten Dichter, ich nenne nur Shakespeare oder Goethes Faust, gerade ihr Bestes und Schönstes aus der Bibel genommen haben, und wie ehrerbietig z. B. Goethe von der Bibel spricht? Aber nach meiner Erfahrung will die Bibel umworben sein, oft jahrelang, ehe sie sich einem Menschen erschließt. Darf ich vielleicht fragen, ob Sie sich darum bemüht und wann Sie zum letzten Male darin gelesen haben?»

„Ehrlich gestanden, das ist urlange her, seit ich das Buch nicht mehr in der Hand gehabt habe."

«Wie können Sie sich aber dann ein Urteil darüber erlauben? Wollen Sie ein Recht dazu haben, so müssen Sie es doch wenigstens ernsthaft geprüft haben. Sie würden dann, wenn Sie sich auch zunächst nur auf das beschränkten, was Ihnen sofort verständlich und groß erscheint, vielleicht mit Überraschung Worte finden, wie Sie sie in der ganzen übrigen Weltliteratur vergeblich suchen, vielleicht auch solche, die Ihrem Herzen nach allem, was Sie erlebt haben, unendlich wohl tun würden.»

„Das möchte ich doch bezweifeln. Gewiß, die Worte sind ja schön, aber diesen Gott, von dem sie handeln, kann ich im Leben nicht finden. O ich möchte ihm, wenn er existiert, wohl einmal gegenüberstehen und ihm sagen, warum ich an ihm irre geworden bin, ein ganzes Register würde ich ihm vorhalten. Hatte es denn irgend einen vernünftigen Zweck, mir mein Leben so zu zertrümmern?"

«Vielleicht doch. Mir scheint, Sie haben das ganze Leben, das Sie zertrümmert nennen, bisher noch gar nicht von der richtigen Seite angesehen. Sie haben mir vorhin Ihr sonniges Glück geschildert und dazu bemerkt, daß Sie einen anderen Himmel gar nicht begehrt haben würden. Aber Ihr Leben *hat* eben nicht nur den Zweck, eine glückliche Heirat zu machen, eine neue, prächtige Villa zu bauen, einen Jungen zu erziehen, der Ihr Stolz ist, sondern Ihren Gott zu suchen und zu finden, ohne dessen Gnade und Gemeinschaft noch nie eine Menschenseele wahrhaft glücklich geworden ist. Die freundliche Sprache, die Gott früher mit Ihnen geredet hat, haben Sie nicht verstanden. Sie haben ein seltenes

Glück gehabt, und haben ihm vielleicht nicht ein einziges Mal dafür gedankt.»

Er nickt zustimmend.

«Nun redet Gott eine andere Sprache mit Ihnen, die Sprache des Unglücks, des Verlusts, des Entbehrens, und er scheut sich gar nicht, diesen Ton anzuschlagen, wenn er es für nötig hält, um ein trotziges Menschenkind auf den rechten Weg zu bringen. Wo kein Schmerz ist in einem Menschenleben, da ist auch keine Tiefe. Schon mancher hat im Unglück angefangen, nach Gott zu fragen, der's im Glück nie getan hätte. Und dann war sein anfangs beweintes Unglück schließlich der Weg zum wahren Glück. Aber Sie? So lange es Ihnen gut ging, ließen Sie den Herrgott gnädigst wenigstens noch existieren. Jetzt im Unglück werfen Sie ihm den Sack ganz vor die Füße, und suchen sich einzureden, es gäbe überhaupt keinen Gott, wiewohl Ihnen Ihr Gewissen das Gegenteil sagt.

«Sehen Sie daher, daß Sie sich immer weiter von Ihrem Gott entfernt haben, zu dem Sie nun einmal gehören, daher stammt Ihr Unglück, nicht aus den schweren Erfahrungen. Denn Sie könnten dieselben Erfahrungen gemacht haben und dabei doch, wenn Sie sich unter Gottes heiligen Willen beugten, ein Herz voll Frieden und Hoffnung haben, und brauchten nicht so trostlos durch die Welt zu ziehen.»

„Von Ihrem Standpunkte aus, das gebe ich zu, läßt sich die Sache von dieser Seite ansehen."

«Ich wollte, Sie lernten sie auch wieder von dieser Seite ansehen. Sehen Sie, Gott läßt manchmal bei einem Menschen, der im Glückswagen fährt und in Gefahr steht, seinen Gott und seine himmlische Heimat zu vergessen, Achse und Deichsel zerbrechen, daß er herausgeschleudert wird, damit er sich wieder auf sich und seinen Gott besinnt. Er hat Sie vielleicht auch hier in der weltabgelegenen numidischen Felsenschlucht deswegen die Achse brechen lassen, damit Sie hier etwas finden, was Sie nicht gesucht haben, einen Menschen, der ehrlich an Gott glaubt und der Ihnen Mut machen möchte, zu diesem Gott zurückzukehren, bevor es wirklich in die Gorge de la mort hinuntergeht, mit der doch am Ende nicht zu spaßen ist. Der Heiland hat einmal zu den großen Leuten, die um ihn standen, das Wort gesagt: Wo ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Auch Sie müssen, anstatt mit dem Herrgott zu räsonnieren oder ihm gar von Ihrem naturwissenschaftlichen Richterstuhl herab die Existenz abzusprechen, wieder

umkehren und ein Kind vor Ihrem Gott werden, eher kommen Sie nicht zum Frieden.»

Mein Nachbar ist stille und nachdenklich geworden. „Frieden", sagt er, „wer möchte den nicht haben? Aber was verstehen Sie schließlich unter Frieden? Keiner kann's recht sagen."

«Ich will Ihnen lieber sagen, was mein „Orakel" darunter versteht. Frieden hat nach der Bibel nur der, welcher seinen Gott gefunden und in ihm einen so festen Halt hat, daß keine Macht der Welt, kein Glück und kein Unglück, ihn mehr von ihm losreißen kann. Dieses selige Geborgensein in Gott, diese innere Harmonie der Seele, die sich unter allen Umständen eins weiß mit Gott und seinem Willen, das nennt die heilige Schrift Frieden. Das Menschenherz ist, wie uns der größte Sohn dieses afrikanischen Weltteils, Augustinus, gesagt hat, nun einmal so geschaffen, daß es in allen Dingen dieser Welt, ihrer Angst und Sorge, aber auch ihrem Glück und Glanz, wie in einem fremden Elemente unruhig bleibt, bis es ruht in Gott. Darum haben auch alle Menschen, die diesen festen Halt in Gott nicht oder nicht mehr haben, keinen Frieden.

«Und diesen Frieden können auch Sie wiederfinden, wenn Sie einmal nicht mehr nur darüber trauern, daß Gott Ihnen nicht den Willen getan hat in Ihrem Lebensgang, sondern darüber, daß sie ihn nicht mehr haben; wenn es einmal so stille wird in Ihrem Herzen, daß Sie wieder Gottes Stimme hören, auch wenn sie Sie tadeln und zurechtweisen muß; wenn Sie, anstatt immer nur auf Ihre eigenen Gedanken, einmal wieder auf Gottes Gedanken merken, die er auch auf den schwersten Wegen mit uns hat, und dann vielleicht auch wieder Gottes Wege anbeten lernen, anstatt nur immer darüber zu klagen, dann wird auch Ihnen die große Stunde schlagen, wo Ihnen der Herr das Wort sagen wird: Friede sei mit dir! Dann weichen die finsteren Gedanken, die innere Unruhe und Unzufriedenheit, die heimlichen Vorwürfe, und statt dessen zieht der Friede Gottes ein.» —

Inzwischen sind wir in der finstern Schlucht immer weiter hinaufgekommen. Düster, drohend schauen die Felsmassen auf uns hernieder, und in der Tiefe braust und donnert der Agriûm.

Jetzt noch eine Biegung des Weges, und fast plötzlich fahren wir wieder in den hellen Tag hinaus. Ein lachendes Gelände, helles Grün, blühende Bäume begrüßen uns, und in wenigen Minuten halten wir vor der halbwegs gelegenen Station Kerrata.

* * *

Den einstündigen Halt in Kerrata benutze ich, um mich nach einem kurzen Frühstück draußen im Schatten blühender Akazien und mächtiger Korkeichen ins lange Gras zu legen, das Angesicht zum blauen Himmel gerichtet.

Über mir ertönt ein wunderbares Konzert. Noch nie habe ich eine solche Menge von Nachtigallen an einem Punkte zusammen gehört wie hier in Kerrata, am Eingang der Gorge de la mort. In allen Tonarten erklingt ihr Lied, hier ein süßes Adagio, dort ein klagendes Flebile wie über vergangene Lust, dort ein Smorzando wie in tiefstem Leid, dann wieder ein lustiges Allegro, ein neckisches Scherzo bis hinauf zu den jubiliereudsten, schmetternden Trillern, als wüßten sie sich nicht zu lassen vor Freude und Lust.

Und ich liege unter den Bäumen als der einzige Zuhörer, als ob dies ganze Orchester eigens für mich aufgeboten wäre, und kann wie in jedem Konzertsaal den wundervollen Melodien meine eigenen Gedanken unterlegen.

Beim Zurückkehren finde ich meinen Gefährten reisefertig, um noch einmal durch die Schlucht zu fahren, die bei der Talfahrt einen noch großartigeren Eindruck machen soll, und heute noch nach Bougie zurückzukehren.

Ich wünsche ihm glückliche Reise.

„Glückliche Reise?“ erwidert er. „Nun ja, bis zur Gorge de la mort, die mich ja wohl in irgend einem Winkel der Welt erwarten wird. Aber“, setzt er hinzu, indem er mir herzlich die Hand drückt, „ich danke Ihnen für Ihre guten Worte, die Sie mir drunten in der Schlucht gesagt haben. Ich werde mich daran erinnern, so oft ich an die Gorge denke. Ich habe doch gefühlt, daß sie von Herzen kamen, und sie haben mir ernste Gedanken gemacht. Wer weiß, ich nehme vielleicht Ihr „Orakel“ auch wieder zur Hand“.

Damit scheiden wir — er hinunter in die Abgründe der Schâbet el Achra, ich weiter hinauf über monotone Höhen und Flächen ins numidische Hochland nach Setif.

* * *

„Station Batna!“, so ruft um die Mittagsstunde des 2. Mai der afrikanische Schaffner, indem er die Tür meines Coupés aufschließt, um mich am Ziele meiner heutigen Eisenbahnfahrt aussteigen zu lassen.

Batna liegt etwa 200 Kilometer landeinwärts an der Bahn, die

von Philippeville am Mittelmeer in einer Schienenstrecke von 327 Kilometern die Oase Biskra in der Sahara erreicht, und liegt im Herzen des alten Numidien. (Vgl. die Karte im Anhang.)

Nach der Zerstörung Karthagos ließen die Römer den Königen von Numidien zunächst ihre Selbständigkeit, weil sie ihnen als billige Grenzwächter gegen die wilden Berberstämme des Innern dienen konnten. Als aber in der Kaiserzeit das alte Königreich zur römischen Provinz gemacht war, wurde eine Reihe von römischen Garnisonen im Binnenlande angelegt, um den Schutz der Reichsgrenze zu übernehmen.

Das Hauptbollwerk der räuberischen Berberstämme war der gewaltige Gebirgsstock des Mons Aurasius mit seinen unzugänglichen Schluchten, der heutige Aurès oder Dschebel Schelîha, an dessen Westabfall Batna liegt. Hier war von Süden her der Schlüssel des numidischen Landes, der St. Gotthard des südlichen Grenzgebirges, wie ihn Mommsen nennt. Darum bedurfte es hier besonders starker Besatzungen. Wie die Römer am Rhein die Reichsgrenze gegen die widerspenstigen Germanen durch ein System von Militärlagern schützten, von Wesel über Neuß, Köln, Bonn, Mainz u. s. f., so zog sich in Numidien eine Reihe von festen Lagern um den Nord- und Westabhang der aurasischen Berge, Theveste im Osten, das schon Augustus belegt hatte, dann in einer Linie nach Westen Maskula, Thamugadi, die Gründung Trajans, und Lambäsis, das seit Hadrian das Hauptquartier der afrikanischen Armee und des Kommandanten der afrikanischen Legionen wurde. Aber auch von Lambäsis aus zog sich eine starke Postenkette um den Westabfall des Gebirges bis zum Süden, über die Oase Calceus Herculis, das heutige El Kantara, bis nach Vescera, dem heutigen Biskra. Wie sich am Rhein die Militärlager in Neuß, Köln, Mainz zu bedeutenden Städten entwickelten, so wurden auch die festen Lager von Theveste, Thamugadi und Lambäsis blühende Römerstädte, glänzende Sitze römischer Kultur und Bildung. Die hier stehenden römischen Legionen schützten die Reichsstraßen, die das Binnenland mit der Küste verbanden, sowie die im Norden liegenden großen Städte Numidiens, Cirta (das heutige Constantine), Calama (Gelma) und Hippo Regius (Bona). Erst im Süden des aurasischen Gebirges, das gegen Osten die Fortsetzung des großen Atlas bildet, beginnt die Wüste Sahara mit ihren endlos ausgedehnten Dünenreihen und gelben Sandflächen, die ungeheure Einöde, welche die Bahn bei El Kantara und Biskra erreicht.

* * *

In Batna, einer Stadt von 7000 Einwohnern, in welcher sich heute das Hauptquartier der vierten Division der französischen Besatzungsarmee befindet, halte ich mich nicht auf.

Ich werde am Bahnhof mit einem Kutscher handelseins, mich 37 Kilometer landeinwärts nach Lambèse und Timgad zu fahren, um die berühmten Ruinen der beiden alten Römerstädte zu besuchen. Mein Kutscher ist ein eingeborener Jude, dessen Vorväter, wie er erzählt, seit der Zerstörung Jerusalems durch Titus in diesen weltfernen Gegenden Afrikas gelebt haben. Nach dem Fall der heiligen Stadt zerstreuten sich damals große Scharen von Juden über ganz Nordafrika. Und sie haben ihre Religion treuer bewahrt als die berberischen Ureinwohner, die nach jener Ankunft der Juden Christen geworden sind, aber jetzt als Muhammedaner längst jede Erinnerung daran verloren haben, daß einst das Kreuz auf allen diesen Bergen gen Himmel geragt hat.

Zwischen zwei anmutig bewaldeten Höhenzügen, die auf Batna herunterschauen, führt die Straße hinaus nach Osten. Eine angenehme kühle Temperatur macht die Fahrt durch das numidische Hochland besonders genußreich. Batna liegt ebenso wie Setif, das ich heute morgen bei Sonnenaufgang mit der Eisenbahn verlassen habe, 1100 Meter hoch, so hoch wie der Gotthardtunnel bei Airolo.

In einiger Entfernung erhebt im Auresgebirge der Dschebel Tuggurt sein Haupt bis zu einer Höhe von 2000 Meter empor. Dort ist die Heimat der Berberlöwen. Aus jenen Schluchten, wo der König der Tiere frei durch sein Gebiet schweift, stammten die numidischen Löwen, denen im Zirkus in Rom einst die christlichen Märtyrer vorgeworfen wurden.

* * *

Was mir die Fahrt nach Timgad besonders interessant macht, ist die Tatsache, daß diese Stadt, deren Ruinen in einsamer Wildnis noch wunderbar gut erhalten sind, einst ein Hauptherd jener großen donatistischen Bewegung war, die im vierten Jahrhundert die mächtig aufgeblühte afrikanische Kirche in die furchtbarsten Wirren gestürzt, einen hundertjährigen Religionskrieg entfesselt und ihren schließlichen Untergang am wirksamsten vorbereitet hat.

Mit dem Anwachsen der einst unterdrückten Kirche zur Weltkirche hatten sich immer mehr auch solche Elemente in die Kirche eingedrängt, deren Zugehörigkeit vor dem Richterstuhle einer strengen Kirchenzucht nicht bestehen konnte. Im Donatismus wurde unter Führung des Bischofs Donatus

aus Casä Nigrä in Numidien, den seine Anhänger „den Großen" nannten, noch einmal ein letzter Versuch gemacht, das Ideal einer ganz reinen Gemeinschaft der Heiligen herzustellen, und zu diesem Zwecke im Gegensatze zu der milderen Praxis der allgemeinen oder „katholischen" Kirche die unerbittliche Ausschließung aller zweifelhaften Elemente gefordert. Daß man bei diesem menschlichen Ausraufen des Unkrauts auch den Weizen mit zu Grunde richtet, hat kein Beispiel der Kirchengeschichte erschütternder gezeigt wie der Donatismus.

Mit wildem Fanatismus verfolgten die Donatisten ihre Ziele. Durch ganz Nordafrika wurde ein System von Gegenbistümern den Bischöfen der allgemeinen Kirche entgegengestellt. Namentlich die christliche Berberbevölkerung, die, ferne von den großen Städten des Nordens, als Nomaden durch die Gebiete des Atlas und des Aures schweiften, wußten die Donatisten auf ihre Seite zu bringen. Diese einfältigen Bauern in den numidischen Bergen, deren beduinische Nachkommen mir auf meiner Fahrt allenthalben begegnen, in ihren engen Kreisen engherzig denkend, unberührt von Bildung und Wissenschaft, schenkten den grimmigen Heiligen des Donatismus um so williger Gehör, als sie nun im Kampfe gegen die lateinische Kirche dem alten Römerhaß der afrikanischen Stämme ein so frommes Mäntelchen umhängen konnten. Auch waren sie durch Steuern und Frohnden so unmenschlich hart gedrückt, daß die sozialistischen Träume der neuen Apostel einen außerordentlich empfänglichen Boden in ihren Herzen fanden.

Die armen Sklaven wurden als Miterlöste zur goldenen Freiheit gegen ihre Herren aufgerufen. Um die Cellae, die Bauernhäuser, schlichen ihre Anhänger, die man deshalb Circumcellionen nannte, und brachen mit dem frommen Rufe: „Gott sei gepriesen!" plündernd über die Bewohner her. Ihre Sendlinge zogen Aufruhr predigend, wilde Begeisterung anfachend, durchs Land. Selbst vielfach der Hefe des Volkes angehörend, wußten sie alle niederen Leidenschaften des Volkes aufzustacheln, verkündeten Freiheit und Gleichheit, zwangen die Vornehmen und Reichen, die Rollen einmal zu tauschen und ihnen, ihren ehemaligen Sklaven, Knechtsdienste zu leisten, und erfüllten raubend, mordend, sengend und brennend die ganze Provinz mit unerhörten Greueln.

Der Kaiser Konstantin, der als erster Protektor der christlichen Kirche hier gleich eine ungemein schwierige Aufgabe vorfand, und sein Nachfolger Konstans versuchten bald mit Strenge, bald mit Milde die wilden Donatistenscharen wieder zur Ruhe zu bringen. Aber es half alles nichts. Der Religions- und Bürgerkrieg tobte bald mehr, bald minder heftig ein Jahr-

hundert hindurch durch ganz Nordafrika, bis endlich unter Honorius auf Betreiben Augustins im Jahre 411 eine Synode in Karthago zu stande kam, die die Donatistenstreitigkeiten durch eine öffentliche Disputation zur Entscheidung bringen sollte. Von der allgemeinen „katholischen" Kirche erschienen 286, von der donatistischen Gegenkirche 279 Bischöfe. Augustin führte namens der Kirche mit überlegener Dialektik das Wort, und der kaiserliche Kommissar erklärte die Donatisten für überwunden.

Von da ab behandelte die Regierung die Donatisten mit grausamer Strenge. Alle bürgerlichen Rechte wurden ihnen genommen. Auf ihren religiösen Zusammenkünften stand die Todesstrafe. Wie die wilden Tiere wurden sie durch diese Täler gejagt, die mein Wagen eben durchfährt. Dort im aurasischen Gebirge und am Tuggurt stürzten sich die Verzweifelten in Scharen über die Felswände herab, lieber in den Tod gehend als zurück in die verhaßte katholische, lateinische Kirche.

Die Flammen des Aufruhrs wurden dadurch gelöscht. Aber heimlich glühte das Feuer unter der Asche noch immer fort, bis achtzehn Jahre später, im Jahre 429 plötzlich der Vorhang zu einem neuen Akte der Weltgeschichte aufrollte: die Vandalen stürmten ins Land, die als Arianer beide Parteien mit gleicher Strenge und Grausamkeit behandelten und den Untergang der afrikanischen Kirche vollends vorbereiteten.

* * *

Nach einstündiger Fahrt komme ich nach Lambèse. An Stelle der alten Römerstadt steht heute ein Dorf von kaum 600 Einwohnern, und an Stelle des ehemaligen Hauptquartiers der afrikanischen Legionen eine kleine französische Garnison.

Aber ansehnliche Ruinen erinnern noch lebhaft an die größere Vergangenheit. Schon von weitem sieht man ein auffallend stattliches rötliches Gebäude links von der Straße aus den Feldern herausragen — das ist das Prätorium des alten Lambäsis. Dahinter eine große Zahl von Ruinen, Mauern, Säulen. Ich lasse halten und wandre anfangs auf der gut erhaltenen Römerstraße durch die einsame Trümmerstätte. In ernster Majestät hält das gewaltige Prätorium Wache vor dem Grabe der alten Stadt. Noch steht es in seiner ganzen Höhe fast unversehrt da, und das Alter hat den Bau mit jener wunderschönen goldbraunen Patina überzogen, wie wir sie an den ehrwürdigsten Bauwerken des Altertums, dem Theseustempel in Athen oder dem Neptuntempel in Pästum bewundern. Durch diese hohen, von mächtigen Bogen überspannten

Torhallen ging einst bis vor anderthalb tausend Jahren so manchmal der kommandierende General der afrikanischen Legionen oder ließ die Truppen der hier garnisonierenden dritten Legion „tertia Augusta“ vorbeidefilieren. Ja, selbst ein römischer Kaiser ist hier hindurchgeschritten. Der Kaiser Hadrian, bekanntlich ein leidenschaftlicher Fußgänger, der fast alle Provinzen seines Reiches zu Fuß bereiste, wanderte einst vor 1800 Jahren auch durch dies Hochtal Numidiens. Denn ein Kaiser, so pflegte er zu sagen, muß wie die Sonne alle Teile seines Reiches beleuchten. Hier in Lambäsis hielt er ein Manöver mit der dritten Legion. Noch ist die anerkennende kaiserliche Manöverkritik in einer Inschrift vorhanden.

Lange wandre ich durch die Straßen und durch die Trümmer der alten Stadt, die einst 60 000 Einwohner zählte, und nun so stille zwischen Gärten und Getreidefeldern ihren Todesschlaf hält. Die ausgedehnten Thermen, die Reste der Stadttore, die minder imposanten Triumphbogen des Commodus und des Septimius Severus, die kaum mehr kenntlichen Trümmer eines für 12 000 Zuschauer berechneten Amphitheaters, das Forum, die Spuren des zerstörten Jupitertempels, alles dies redet in der großen Einsamkeit von dem Glanz und der Bedeutung der Stadt, die einst in diesem nun wieder so einsamen Tale gestanden hat.

* * *

Von Lambèse fahre ich weiter nach der bedeutenderen Trümmerstätte von Timgad. Die Straße führt immer noch durch einförmiges Gebiet. Rechts und links schließen zwei niedrige Bergzüge den Horizont ab.

Anfangs sind noch da und dort Spuren ehemaligen römischen Lebens sichtbar, so das Grabmal des Präfekten der Legion Flavius Maximus, eine sechs Meter hohe Pyramide, weiterhin die Baureste der römischen Militärstation Verekunda. Dann hören alle Spuren menschlicher Niederlassungen auf. Keine Ortschaft grüßt, weder auf den Höhen noch in den Tälern. Nur berberische Nomaden hausen hier in jenen schwarzen, aus Ziegenhaar geflochtenen Zelten, wie man sie überall von Marokko bis nach Bagdad trifft.

Die schwarzen Zeltlager sind der Straße nahe genug, um vom Wagen aus beobachtet werden zu können. Die Männer lungern draußen herum bei ihrem weidenden Vieh. Die Weiber hantieren vor und in ihren Zelten. Auffallend ist nur, mit welcher Sorgfalt sich diese Beduininnen kleiden, wenigstens was die Farbe betrifft. Sie lieben grelle Farben. Am liebsten tragen sie das Hauptkleidungsstück zinnoberrot, auch

hellgelb und rosa, während verschiedene Kopftücher und Schärpen in rot und grün, gelb und blau das Farbenbild vervollständigen, und allerlei Silberschmuck, Münzen, Halbmonde, Spangen über Stirn und Hals, an Armen und Füßen, ihren Aufzug noch phantastischer erscheinen lassen. Sehr merkwürdig sind die kleinen Kreuzchen, die sie sich, wie unser Bild zeigt, ins Gesicht eintättowieren lassen, und wie sie sonst nirgends in der muhammedanischen Welt vorkommen. Ob das eine letzte unbewußte Erinnerung an jene Zeit ist, wo sich dies ganze Land weit und breit zum christlichen Glauben bekannte?

Ein wandernder Trupp von Nomaden begegnet uns. Sie ziehen nicht gleich aus auf der Straße, sondern nebenher auf der Steppe. Hab und Gut, Häuser und Kleider, Geschirre und Vorräte, Weib und Kind haben sie auf etwa achtzig Kamele gepackt. Die Frauenkamele, die den Harem tragen, sind besonders herausgeputzt. Sie tragen auf dem breiten Sattel eine Art von Zelt, das über Reifen gespannt ist, darüber Teppiche und Vorhänge in grellroten, gelben und hyazinthenen Farben. Aus den fensterartigen Öffnungen gucken neugierige Frauen- und Kinderaugen heraus. Auch die Kamele selbst sind mit farbigen Quasten und allerlei Muschelzierrat phantastisch ausstaffiert, so daß man diese farbenschimmernden Damenkamele von weitem schon als solche erkennt.

So oft ich an einem Beduinenlager vorbeifahre, springt ein Rudel kleiner Knaben und Mädchen auf und verfolgt den im eiligen Trab dahin fahrenden Wagen leichtfüßig wie Gazellen oft eine Viertelstunde lang. Es scheint ihnen nicht die geringste Mühe zu machen, mit den Pferden Schritt zu halten. Dabei wiederholen sie unablässig wie aus einem Munde das Zauberwort, das von Marokko bis Tunis das östliche Bakschisch vertritt, nämlich „Doumassu!", eine Abkürzung von donnez moi un sou. Reizende, frische Kindergesichter mit bestrickenden Augen und elfenbeinernen Zähnereihen, die so froh lachen und so verführerisch bitten können, daß es schwer ist, Nein zu sagen. Da wachsen sie auf in der Steppe zwischen Ziegen und Kamelen, und kein Mensch denkt daran, ihren Geist zu bilden und auf ewige Ziele zu richten, — hier in den Tälern, in denen einst das Evangelium von Jesus Christus eine seiner ersten Heimatstätten auf Erden gefunden hat.

Übrigens können diese Nomadenhorden vielleicht auch ein Licht auf die unheilvolle Donatistenbewegung werfen, welche vor 1500 Jahren dies Land an den Rand des Verderbens gebracht hat. Nomaden, oder was sprachlich dasselbe ist, Numidier waren es ja auch, bei denen der Aufruhr

Numidierin mit eintättowierten Kreuzen.

Paläste tief im Innern Nordafrikas, durch die einst römische Feldherren und Ritter und Legionen aus und ein gingen, während jetzt nur ab und zu einige elende Berber im zerrissenen Burnus hindurchgehen und diese edlen Steine und Bauten verständnislos und gleichgültig ansehen?

Ich betrete das Stadtgebiet durchs Nordtor und wandere die Straße hinauf, die zum Forum und Theater führt. Das Straßenpflaster mit seinen metergroßen Steinplatten ist so tadellos erhalten, daß die Wagen heute noch so bequem wie damals darauf fahren könnten. Wie bei den meisten Städten aus jener Zeit sind die Straßen rechts und links mit Kolonnaden eingefaßt, deren Säulen noch aufrecht stehen. Deutlich erhebt sich vor dem inneren Auge die alte Zeit, wo auf eben diesen Pflastersteinen der Kaiser Hadrian dahinschritt, wo zwischen diesen Säulenreihen die römischen Legionen, die Donatisten zum Forum hinaufgingen, ehe die große Sintflut über Nordafrika hereinbrach.

Zu beiden Seiten der Straße stehen noch mannshoch die Mauern der Privathäuser. Man kann hineingehen in diese kleinen Zimmer, wo am Tage der Zerstörung die Familien zum letzten Male beisammen saßen. Hier sind steinerne Gefäße, in denen sie ihr Wasser oder ihren Wein aufbewahrten. Dort ist ein in den Fußboden eingelassener Steintrog, wo die vielleicht donatistische Mutter ihre letzte Wäsche für ihre Kleinen besorgt hat, als die wilden Vandalen sengend und brennend einbrachen. Überall liegen Scherben von Kochtöpfen und Hausgeräten, die samt den Häusern durch die sorgfältigen französischen Ausgrabungen wieder zu Tage gefördert worden sind.

Ich wende mich hinüber zur Rechten, wo ein majestätisches Gebäude alle anderen Türme weit überragt. Es ist ein mächtiger Triumphbogen aus der Zeit des Trajan. Eine goldbraune Patina hat denselben wie mit verklärendem Schimmer überzogen. Edle korinthische Säulen, noch ganz unversehrt, tragen die drei herrlichen Torbogen. In einer Nische steht noch eine blendend weiße Marmorstatue.

Neben dem Triumphbogen steht die geräumige, prächtige Markthalle der untergegangenen Stadt. Ein Kommandant der hiesigen Garnison, den die ganze Stadt als ihren Wohltäter verehrte, Sertius Macrus Plotius Faustus, hat sie, wie die Inschrift besagt, mit seiner Gemahlin der Stadt zum Geschenk gemacht. Sie ist ganz aus edlem Material gebaut. Noch stehen die mächtigen Steintische, auf denen die Erzeugnisse des Landes

feilgeboten wurden, die gewaltigen Amphoren, Platten und Mulden an ihrer Stelle.

Durch den Trajansbogen gehe ich zurück zu der Straße, die nach dem Forum führt. In den mächtigen Pflastersteinen unter dem Triumphbogen sind die tief eingeschnittenen Rillen zu sehen, in welchen die Wagen-

Jupitertempel in Timgad.

räder einst fuhren. Wie manchmal mag hier durch dies stolzeste Tor der Stadt der römische Feldherr auf prächtiger Quadriga hindurchgefahren sein!

Die Straße führt mich nach fünf bis zehn Minuten aufs Forum. Auf diesem weiten Platz, zwischen diesen herrlichen Säulen wandelten einst die Bürger von Thamugadi. Auf jener marmornen Rednerbühne

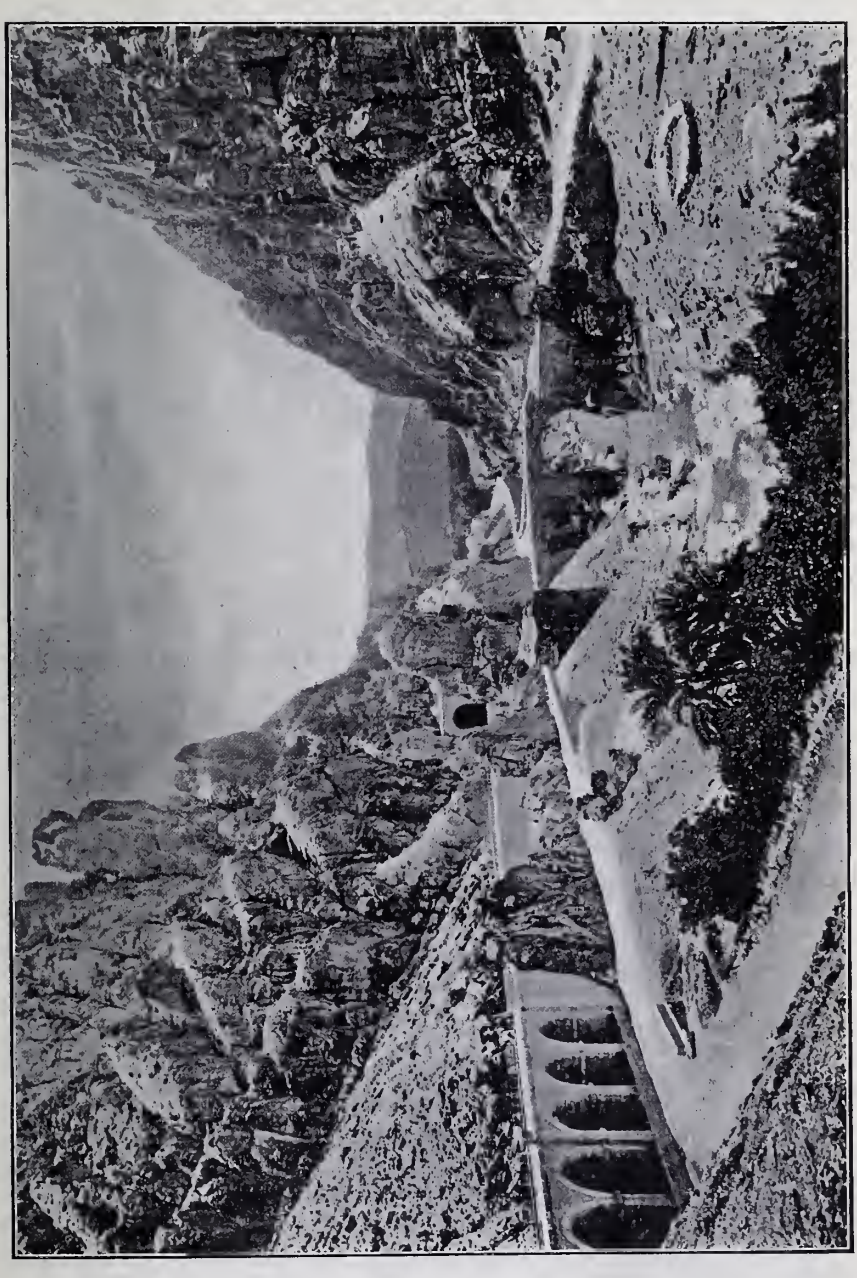
ſtand bei den Gerichtsverhandlungen der Redner, dort in jener aus edlem Steinmaterial erbauten Kurie hörten die Ratsherren zu. Auf einer dieſer Säulen lieſt man noch, was ein lebensluſtiger Ulpienſer vor anderthalbtauſend Jahren als Ausdruck ſeines Lebensideals eingekritzelt hat: Venari lavare, ludere, ridere, hoc est vivere d. h.: Jagen, baden, ſpielen, lachen, das heißt leben.

Vom Forum gehe ich auf der Theaterſtraße hinauf zum Theater, das zweitauſend Zuſchauer aufnehmen konnte. Von den Sitzreihen, die wie gewöhnlich in das Halbrund eines Hügels hineingebaut ſind, ſtehen noch ſieben unverletzt. Die Szene und das Orcheſter ſind tadellos erhalten, und vom Poſtſcenium, das das Theater nach der Stadt zu abſchloß, ſtehen noch dreizehn Säulen.

An den benachbarten weit ausgedehnten Thermen vorüber gehe ich weiter hinauf zum Kapitol, auf dem einſt der Tempel des Jupiter Capitolinus ſtand, zu dem man auf einer breiten marmornen Freitreppe von 38 Stufen hinaufſtieg. Die meiſten Säulen ſind umgeſtürzt. Da liegen ſie am Boden und erregen wegen ihrer ungeheuren Größe und ihren edeln Formen Bewunderung. Nur zwei ſtehen noch aufrecht und bilden auf dem höchſten Punkte der Stadt in ihrer adeligen Pracht weithin das Wahrzeichen von Timgad.

Dort hinauf lenke ich meine Schritte, um über das ganze Trümmerfeld einen Überblick zu gewinnen. Eine tiefe Stille, ein unvergleichlicher Friede liegt über der entſchlafenen Stadt, deren Geſtalt uns die ringsum gelagerte lebloſe Wüſte treu behütet hat. Lange ſitze ich da droben auf dem Sockel einer der Säulen und gedenke alter Zeiten, zu meinen Füßen liegt die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung. Dort in jenen ausgeſtorbenen Gaſſen, die ſo regelmäßig gebaut ſind, pulſierte einſt das Leben, von dem die Geſchichte meldet. Die alten heidniſchen Götter zogen aus, und der Glaube an den Erlöſer von Nazareth zog auch hier ein. Wahrſcheinlich wurde dieſer Jupitertempel, auf deſſen Trümmern ich ſitze, in eine chriſtliche Kirche verwandelt.

Dann kamen böſe, traurige Zeiten. Ein von den klaren, milden Grundſätzen des Evangeliums wie von Bildung und Wiſſenſchaft gleich ſehr losgelöſtes Bauernchriſtentum gewann unter Donatus die Oberhand und machte Thamugadi zu einem Mittelpunkt ſeiner Macht. Die Berber aus dieſen umliegenden Bergen und Steppen zogen herein und hielten dort zwiſchen den Marmorſäulen des Forums ihre fanatiſchen Volksverſammlungen. Dort ſind durch die Stadt hin zerſtreut noch die Reſte



Felsentor der Oase El Kantara.

von sieben Kirchen sichtbar, wo die wilden Donatistenpriester ihre Horden entflammten, das Reich Christi mit Feuer und Schwert auszubreiten.

Und endlich kam der Tag des Gerichts, als dort das Tal herunter, wo der gewundene weiße Streif der Straße sichtbar ist, im Jahre 429 die wilden, blauäugigen, blondhaarigen Vandalenkrieger herunterstürmten. Hei, wie die kampflustigen Germanen straßauf, straßab die Schwerter zücken, wie das Blut rinnt, wie die numidischen Mütter flehen, die grimmigen Heiligen der Donatisten kämpfen, bis sich hier um den Jupitertempel Leiche auf Leiche türmt und alle Donatistenherrlichkeit für immer ein Ende findet!

Und hundert Jahre später stürzt auch die Vandalenherrschaft. Belisar, der Feldherr des oströmischen Kaisers von Konstantinopel besiegt die Vandalen in der Schlacht bei Trikameron. Da tönt der Todesschrei der germanischen Weiber durch diese nun so todesstillen Gassen, Thamugadi geht in Flammen auf, die Stadt wird zerstört. Unter dem Schutze einer oströmischen Besatzung richten sich die christlichen Berber wieder häuslich ein.

Da kommen, abermals hundert Jahre später, von der entgegengesetzten Seite aus den heißen Wüsten Arabiens die neuen Herren der Welt wie ein Wirbelsturm daher. Die östliche Völkerwanderung stößt auf die westliche, die arabische auf die germanische. Thamugadi wird abermals verbrannt, die christlichen Berber ziehen sich in die Berge zurück, vertauschen bald ihr Christentum mit dem Islam, und seit 692 lagert das Schweigen des Todes über der Stadt, die erst in unseren Tagen durch die französischen Ausgrabungen wie aus dem Grabe auferstanden ist.

* * *

Oase El Kantara, 4. Mai 1904.

Die Wüste! Die Wüste! Seit meiner Jugend habe ich davon geträumt, einmal die große, unermeßliche Sahara zu sehen, und hätte nie gedacht, daß der Traum jemals zur Wirklichkeit werden würde!

Die Eisenbahn hat mich von Batna nach Süden geführt. Ganz allmählich stirbt die Vegetation vollends ab, bis sie nur noch spärlich da und dort in einzelnen kleinen Strichen auftritt. Schließlich ist's eine unabsehbare Fläche unfruchtbaren, toten Landes, auf welches zur Linken am Westabfall des aurasischen Gebirges öde, kahle, felsige Höhen hernieder-

Hafenbild in El Kantara.

schauen. Unsäglich einsam sehen die kleinen Bahnwärterhäuschen aus, wo die Wärterfamilie wie in einer Einsiedelei aus alter Mönchszeit haust. Nur zweimal am Tage braust wie eine Erinnerung aus der fernen bewohnten Welt der Bahnzug vorbei.

Plötzlich wird das Auge von einem wunderbaren Anblick gefesselt. Die Landschaft verändert sich. Ein Felsengebirge türmt sich wie ein unübersteigliches Bollwerk auf, dem aber die Bahn unaufhaltsam zueilt. Da öffnet sich bei einer Biegung plötzlich ein majestätisches Felsentor. Zwei riesige, in hellem Rot glühende Felsberge bilden eine pittoreske Schlucht, durch die sich ein Flüßchen, der Uêd el Kantara über Abhänge und mächtige Blöcke hindurchdrängt. Darüber einige fächelnde Palmen, einige Esel drunten weidend am Ufer des kristallhellen Wassers — poetisch hingehauchte Bildchen, die man nicht mehr vergißt.

Das ist El Kantara, das Tor der Wüste. Die Araber nennen es Fumun es Sahara, d. h. Mund oder Eingang der Sahara. Und man muß gestehen, ein stolzeres Eingangstor zu diesem Palast der Einsamkeit und Einöde, diesem Eldorado des freien Nomadentums, ließe sich gar nicht denken. Welch eine Triumphpforte, nicht von Menschenhänden gebildet, welche Riesenpfeiler, durch die der blaue Himmel lacht!

Das Schönste aber kommt erst, wenn wir über die Brücke (arabisch-El Kántara) und durch die Schlucht hindurchgefahren sind. Hier grüßt das erstaunte Auge die erste und nördlichste Oase Afrikas. Es ist ein Panorama von unvergleichlichem Zauber, das sich hier in hinreißender Pracht und echt orientalischer Schönheit vor uns auftut. Hier das tiefe Grün der Oase mit ihrem Palmenwalde, durch die sich der Uêd el Kántara in durchsichtiger Klarheit hindurchschlängelt oder zwischen seltsam zerrissenen Hügelreihen hindurcharbeitet, dort die rötlich schimmernde Gebirgsmasse mit ihren Schluchten, Felswänden und Schroffen. In tropischer Üppigkeit grünt und blüht hier ein Heer von 90 000 Dattelpalmen. Und das ganze Wunder hat lediglich das Flüßchen Uêd el Kántara hervorgebracht, das wie ein Mädchen aus der Fremde jedem eine köstliche Gabe mitbringt, den Pflanzen, Tieren und Menschen, und das ganze Tal mit geschwätzigem Murmeln erfüllt.

Zweitausend fünfhundert Menschen, meist Kabylen, leben in diesem Wüstenidyll und möchten ihre Heimat mit keinem noch so gerühmten Punkte der Erde vertauschen. Da wohnen sie in ihren niederen Häusern mit den ebenen Dächern und danken ihr ganzes Dasein dem herrlichen Wasser und der geliebten Dattelpalme. Alles muß ihnen die Palme geben.

Sie ist ihr Nahrungsmittel, des Tages ihre liebste Wohnung, wenn sie in ihrem Schatten sitzen, des Nachts ihre Bettstatt, wenn sie auf der Palmenmatte schlafen, ihre Erwerbsquelle und ihr Handelsartikel; ja selbst ihre festen Häuser sind aus Palmenbalken gefügt und mit Palmenwedeln gedeckt. So haben diese Oasenbewohner seit Jahrtausenden hier gelebt, so haben sie auch die Römer kennen gelernt, als einst hier in dem damaligen Calceus Herculis d. h. Schuh des Herkules einer jener starken Militärposten stand, mit denen das kaiserliche Rom den Westabfall des aurasischen Gebirges sicherte.

Reizend sind die Ausflüge, die man von El Kántara aus durch das ganze Oasengebiet unternehmen kann. Die Bewohner verteilen sich auf drei Dörfer, Duâr Beni Ferâh, Maafa und Tilatu. Auf steilen Felsen sitzen sie und in wild romantischen Felsenschluchten, und schauen mit ihren niederen Häuschen und von Palmen überragten Moscheen herab wie ein phantastisches Gedicht. Durch das Gewirre von Gäßchen bewegt sich des Tages ein fleißiges Völkchen, und des Nachts, wenn der Muezin von der Moschee seine langgezogenen melancholischen Laute über die Oase durch die geheimnisvolle Nacht der Wüste und durch die Klüfte der Felseneinöde ertönen läßt, sitzen sie in ihren weißen Burnussen droben auf ihren Dächern wie Gespenster. Selbst die himmelhohen Felsenmauern sind bewohnt, und die von Troglodyten bewohnten Höhlen, zu denen man nur mit langen Leitern gelangen kann, schauen trotzig herunter wie Adlersnester.

So ist El Kántara im Zauber seiner Felsen- und Palmenpracht der Wüste vorgelagert, wie ein letzter glühender Abschiedsgruß an die Welt des Lebens und der Städte. Kommt man einige Kilometer weiter nach Süden, dann ist sie da, die Wüste, die Wüste, gelbschimmernd, von brennender Sonnenglut durchzittert, einsam, schweigend, endlos .....

* * *

Ja, das ist wirklich die Wüste, die sich jetzt, während ich in eiliger Fahrt vorüberfliegend von meinem Coupéfenster hinaussehe, vor meinen Augen ausdehnt. Zwar kommen auch jenseits Elkántaras anfangs noch einzelne bebaute Strecken vor. Fließt doch auch der Uêd, soweit sein Wasser nicht in der Oase verwendet ist, noch spärlich durch die Talsohle, ab und zu von einem Oleanderbaum in roter Blütenpracht überschattet. Ja, da und dort findet sich an demselben sogar noch eine kleine Oase von dreißig bis vierzig Palmen.

Dann aber wird alles unfruchtbar, kahl, dürre. Das einzige, was hier noch die starre Leblosigkeit unterbricht, sind die weit zerstreuten, mächtigen Dornbüsche, die die Wüste hervorbringt, und die im glühenden Sonnenbrande wie kleine schwarze Punkte aus dem feurigen Gelb der Wüste hervortreten. Mir fällt der brennende Dornbusch ein, vor dem einst Mose in der Wüste sein Angesicht verhüllte, und Freiligraths Gedicht:

O zög' ich doch auf flücht'gen Pferden
Durch Jethros flammendes Gebiet!
Dann hielt ich wohl mit meinen Herden
Rast bei dem Busche, der geglüht.

Dann wieder kommen Strecken, die weithin mit Salzkristallen überzogen sind, weiß schimmernd in der blendenden afrikanischen Sonne, ohne jede Spur von Vegetation.

Auf beiden Seiten begleiten die Bahn in immer größerer Entfernung Höhenzüge, gänzlich starr und baumlos. Aber die nackten Felsen bieten der Sonne ihre breite Stirn, so daß sie den ganzen Farbenreichtum ihrer Palette in verschwenderischer Fülle darüber ausgießen kann. In ihrer tausendfachen Zerklüftung und ihrem entzückenden Kolorit erinnern diese Berge auffallend an die Moabiterberge Palästinas, wie man sie namentlich abends von der Höhe des Ölbergs jenseits des Toten Meeres in allen Farben, vom zartesten Rosa bis zum tiefsten Violett und Purpur, leuchten sieht.

Jetzt zeigt sich ferne im Süden ein dunkler Punkt. Der Punkt wird größer und größer, je näher ihm der unaufhaltsam dahineilende Wüstenzug kommt. Endlich verwandelt sich die dunkle Farbe in ein tiefes Grün: Palmen, Palmen so weit das Auge sehen kann. Wir sind in Biskra, der größten und schönsten Oase der Sahara.

* * *

Biskra, 5. Mai 1904.

Ich sitze in der Laube des Hôtel du Sahara, ringsum, über und neben mir leuchtet und duftet ein Bild von tropischer Blütenpracht. Der ganze innere Hof des Gasthauses ist mit seinen Palmen und Blumen ein abgeschlossener Raum, über dem sich der blaue Baldachin des Himmels ausspannt. Und die mächtige Laube, in der die Hotelgäste mit Vorliebe den Kaffee trinken, ist wie mit einem ungeheuren Mantel von violettem Seidensammet überzogen durch einen Bougainviller, eine in Nordafrika häufig vorkommende Schlingpflanze, die mit Tausenden von violetten Blüten

Zwischen den Oasengärten.

und Blättern bedeckt ist. In ihrem Schatten schreibe ich, unbekümmert um die afrikanische Sonne.

Von dem gegenüber liegenden Stadtgarten strömen die mannigfachen Arten von Mimosen berauschenden Duft herüber. Daneben stehen Cäsalpinien, Gummibäume, Bambusse und alle Arten von Palmen. Himmel und Erde scheinen hier zu wetteifern, um ein wahres Paradies mitten in der Wüste hervorzuzaubern.

* * *

Mein erster Gang führt mich in die Oasenstadt Biskra. Der Name ist alt. Schon zur Römerzeit reichte die Postenkette der afrikanischen Legionen bis Bescera. Heute leben in der Oase einschließlich der Europäer 15 000 Menschen, und eine starke französische Besatzung hält die Grenzwacht gegen die wilden Stämme der Sahara.

Durch die schöne Akazienallee und am Stadtgarten vorbei gehe ich vom Hôtel du Sahara auf der Rue Berthe, der Hauptstraße des regelmäßig gebauten Europäerviertels, in die Stadt hinein. Vor den Häusern befinden sich vielfach schattige Arkaden, die den Sonnenschirm entbehrlich machen. Das Hauptinteresse beansprucht aber natürlich das arabische Viertel mit seinen engen Gassen und Gäßchen.

Hier empfängt mich bald das buntbewegte Treiben eines orientalischen Basars. Da sitzen die Oasenbewohner in ihrer malerischen Tracht und halten ihre Waren feil. Ganze Kamelsladungen von Datteln sind aufgehäuft, und ein Armeekorps von Fliegen hält an denselben eifrige Mahlzeit. In anderen Buden und Ständen halten sie Brot, Früchte, Gemüse, Apfelsinen, afrikanische Erdnüsse feil. Auf dem Fleischmarkte verkaufen die Mšâbi-Metzger Fleisch, teils von Ochsen und Schafen, teils von Kamelen, deren saftigste Stücke uns im Hotel vielleicht als Rinderbraten serviert werden, weil zu befürchten wäre, daß der wahre Name unsern Appetit höchst unnötigerweise beeinträchtigen würde. Die geschlachteten Tiere hängen frei auf der Straße aus, von Tausenden von Fliegen umschwärmt, ja manche Stücke sind ganz schwarz mit Fliegen überzogen. Neger und Negerinnen verkaufen Brot, Weizen und Mais, arabische Händler bieten ihre Gewebe, Teppiche, Burnusse, Heiks, andere wieder Waffen, Fächer, Tabak, Lederarbeiten, kunstvolle und kunstlose Kupfergefäße und hunderterlei kuriose Kleinigkeiten aus, die das Auge des Wüstenbewohners, namentlich aber auch des Europäers, zum Kaufen reizen sollen. Schlangenbändiger wollen ihre Zauberkünste vorführen oder preisen ihre Rieseneidechsen an.

In der Oase.

Das alles geht aufs bunteste durch einander, so daß man sich auf dem Suk, wie der Eingeborene den Basar nennt, oft durch einen wahrhaft ohrenbetäubenden Höllenspektakel durcharbeiten muß.

Da die Hitze jetzt im Mai schon recht anständig ist, haben die meisten Europäer Biskra seit einigen Wochen geräumt. Im Winter aber sieht man in diesen Gassen tagtäglich eine Menge von Fremden, da sich die berühmte Oasenstadt mit ihrem milden Klima und ihrer reinen Luft in den letzten Jahren zu einer immer zahlreicher besuchten Winterstation für Leidende der verschiedensten Art herausgebildet hat. Namentlich Deutschland entsendet nächst Frankreich eine mit jedem neuen Jahre wachsende Zahl von Gästen, die in der schönen Oase der Sahara Sonnenschein, Ruhe und Erquickung suchen.

Geht man aus dem Gewirre der arabischen Gassen weiter nach Süden, so kommt man an dem gewaltigen Erzstandbilde des Kardinals Lavigerie, der im Bischofsornate das Kreuz über die Sahara ausstreckt, vorüber in die stilleren Viertel, wo sich die blendend weißen Häuser zwischen riesigen Palmengruppen fast verstecken. Das Getöse der Araberstadt verstummt, und der stille Friede der Oase liegt über den zerstreuten, im Palmenschatten ruhenden Häusern. Je weiter von der Stadt entfernt, desto einfacher werden die fensterlosen Lehmhütten, die sich unter dem Namen Alt-Biskra in verschiedenen Weilern, öfters um eine kleine Moschee mit Minaret gruppiert, eine volle Stunde hinziehen.

* * *

Einer der interessantesten Gänge, die man in Biskra machen kann, ist ein Streifzug durch die gewaltigen Palmenwaldungen der Oase.

Nein, ich habe bis jetzt noch gar nicht gewußt, was Palmen sind, und wie schön sie sein können! Hier, wo der Uêd Biskra sein kristallklares Wasser in tausend großen und kleinen Kanälen nach allen Richtungen entsendet und die 160 000 Dattelpalmen der Oase ernährt, bieten sich Bilder von entzückender Schönheit.

Nachdem ich eine Zeit lang einen jener Wege verfolgt habe, die dem Laufe eines Bewässerungsbaches folgen, drücke ich vor einem der schönsten Palmengärten dem Wächter einige Sous in die Hand, um das von ihm gehütete und gepflegte Paradies von innen kennen zu lernen. Bereitwillig führt er mich hinein.

Es ist ein wundervoller, gewaltiger Dom, in den wir eintreten. Majestätisch recken sich diese schlanken Säulen, die einst in der Geschichte

der Baukunst den Ägyptern vor Jahrtausenden das Vorbild für die ersten Säulen gegeben haben, bis zu dreißig Meter empor. Hoch oben bilden die Palmzweige in schwungvollen Bogenlinien das Gewölbe, dessen Rippen die Sonne mit schimmerndem Golde rändert. Unter den Kronen dieser „Fürstin der Bäume" hängt Fruchtbüschel an Fruchtbüschel und reift in der afrikanischen Glut, während wir zwischen den mächtigen, schuppengepanzerten Stämmen in kühlem Schatten dahinwandeln.

Mehr als fünfzig verschiedene Arten von Dattelpalmen gedeihen hier. Und in der Tat gleicht in diesem Palaste der Schönheit nicht ein Baum dem andern, wie ja auch kein Mensch dem andern gleich ist. Jeder hat seine eigentümliche Gestalt und Schönheit. Bald verschlingen sie ihre mächtigen Fahnen zu einem undurchdringlichen Dickicht ineinander, bald heben sich ihre federartigen Blätter mit ihren feinen Spitzen wie kunstvolle Federzeichnungen vom leuchtend blauen Himmel ab. Es ist ein Gesamtbild, das jedes Menschen Auge mit Entzücken erfüllt, ja, wie Livingstone einmal sagt, selbst die Engel in ihrem Fluge müßten auf einen so lieblichen Anblick schauen. Für uns Christen aber umschwebt die Palme noch ein besonderer Glorienschein. Ist es doch dieser Baum, dessen Blätter einst vor allen anderen zu einem heiligen Dienst gerufen wurden, als sie am Palmsonntag den Einzug des Königs der Könige in Jerusalem verherrlichen durften.

Mein berberischer Führer, der wie alle Afrikaner den weißen Burnus und ein weißes Kopftuch trägt, preist mir auf meine Fragen in seinem arabischen Dialekte die Vorzüge dieses Wunderbaums, den Allah speziell für die Muhammedaner geschaffen hat, und der schon im Paradiese der Schêch aller Bäume und Pflanzen gewesen ist.

Die Dattelpalme ist, wie er meint, vor allen Bäumen der Erde die Freundin und Wohltäterin der Menschheit, und nicht umsonst nennt sie der Koran die Schwester des Menschen. Alles, was dieser zu seiner Nahrung braucht, gibt ihm die Palme. Sie ist ihm Frucht, Brot, Gemüse zugleich. Von einigen wenigen Bäumen kann eine Familie das ganze Jahr hindurch leben. Wer aber einen ganzen Garten besitzt, der ist ein reicher Mann. Ohne die Dattelpalme würden die Tausende von Oasenbewohnern Hungers sterben.

Mindestens alle vierzehn Tage wird die Palme ganz unter Wasser gesetzt. Dann hat die Palme nach dem bekannten arabischen Sprichwort, den Fuß im Wasser, das Haupt im Feuer, und entfaltet eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Zur Blütezeit im März, klettert der Palmenzüchter zur

Krone hinauf und hängt die Blütenkolben der männlichen Palmen über die weiblichen, um die Befruchtung zu befördern. Dann trägt sie aber auch in der Erntezeit im Oktober ganze Lasten von Früchten, und so süß wie in Biskra werden die Datteln auf der ganzen Welt nicht.

Minder gut ist mein weißgekleideter Mentor auf die Steuer zu sprechen, die die Regierung den Palmenbesitzern aufgelegt hat, wie denn sein Franzosenhaß bei jeder Gelegenheit grimmig hervorleuchtet. Von jeder Dattelpalme erheben sie 12 Sous oder 60 Centimes Steuer, was bei 160 000 Bäumen dem Staate jährlich rund 100 000 Franken einbringt.

Ich erinnere ihn aber, wie viel Frankreich gerade für die Oasen getan hat, indem es durch Bohrung von artesischen Brunnen während der letzten Jahrzehnte den Palmenbestand in den meisten Oasen wohl verdreifacht hat. Wie Zauberer sahen damals die Eingeborenen die Ingenieure an, die aus den Tiefen der Erde ganze Bäche köstlichen, lebenspendenden Wassers hervorspringen ließen.

* * *

Ein wahres Fastnachtstreiben beginnt im arabischen Viertel von Biskra, wenn die Sonne untergegangen ist und ohne lange Dämmerung plötzlich die Nacht über die Oase hereinbricht.

Dann beleben sich die arabischen Kaffeehäuser, meist schmale höhlenartige Gänge von geringer Breite und beträchtlicher Tiefe. Bunte Papierlaternen flammen über dem Eingang und im Innern auf, Araber und Neger strömen hinein und kauern mit übergeschlagenen Beinen nieder, um dem „berühmten" Tanz der Töchter des Stammes Nail, der Bânât Ulêd Nail, zu bewundern. Auch ich betrete eines dieser arabischen Theater. In zwei langen Reihen sitzt alles voll von diesen weißen Burnussen und Turbanen und harrt bei einem Täßchen Kaffee der Dinge, die da kommen sollen. Ein schmaler Gang ist in der Mitte für die Tänzerin frei gelassen. Auf einem erhöhten Platze sitzen einige Musikanten. Ihr ganzes Orchester besteht aus einigen Handtrommeln, deren dumpfe, harte Töne von den ohrenzerreißenden Klängen einer doppelten Rohrflöte begleitet wird. Alles lauscht andächtig.

Jetzt tritt eine der Töchter von Nail hervor, mit bunten Seidenschärpen phantastisch herausgeputzt, und wandelt nach dem Takte der Trommel den schmalen Gang langsam auf und ab, indem sie selbstgefällig allerlei ebenso unschöne wie unnatürliche Verrenkungen des Oberkörpers, der Brust und der Hüften vornimmt. Daß irgend jemand an

In der Oase.

diesen jeglicher Anmut baren Aufführungen Geschmack haben kann wie diese andächtig zuschauenden Burnusse, erscheint wie ein Rätsel.

Die Bânât Nail sind Töchter des großen Stammes Nail, der sechs oder sieben Tagereisen landeinwärts in der Sahara zeltet. Der Stamm schickt seine Töchter in die große Oase, wo sie als feile Dirnen viel Geld verdienen und den faulen Vätern ein sorgloses Leben verschaffen. Das ist eine in der muhammedanischen Welt ungewohnte und auffallende Erscheinung. Sonst hält der Islam im großen und ganzen an den zehn Geboten fest, und nichts wird strenger bestraft wie Unsittlichkeit und Ehebruch. Hier aber betreiben sie ganz offen unter allgemeinster Anerkennung, ohne dadurch entehrt oder in ihrer späteren Verheiratung irgendwie behindert zu sein, ihr niedriges Gewerbe. Jedermann scheint es für ebenso berechtigt und ehrlich anzusehen wie das Gewerbe des Brotverkäufers oder Fruchthändlers. Offenbar haben wir es hier mit einem Übergang zum afrikanischen Heidentum zu tun.

* * *

Ich gehe weiter durch die nächtlichen Straßen und bleibe gefesselt vor einem arabischen Kaffeehause stehen. Dasselbe ist weit größer als die anderen, ein weiter Raum der mit Männern geradezu überfüllt ist. Sie sitzen mit ihren weißen Burnussen und den mit einer breiten Reihe von dicken schwarzen Schnüren umwundenen weißen Kopftüchern in malerischen Gruppen, teils auf niedrigen Schemeln, teils mit überschlagenen Beinen auf der Erde und lauschen reglos den phantastischen Erzählungen eines alten graubärtigen Barden, der auf einem kleinen Podium vor einem Pulte thront und mit der Würde eines Propheten seine wunderbaren Mären vorträgt. Auf dem Pulte liegt ein aufgeschlagenes arabisches Buch. Doch scheint er mehr auswendig zu rezitieren, als aus dem Buche vorzulesen. Der ganze Raum ist äußerst spärlich erleuchtet. Nur auf dem Pulte verbreitet eine Kerze einen schwachen Schimmer, der das beturbante Haupt des Alten mit einem rötlichen Schimmer verklärt. So groß ist die Aufmerksamkeit, daß selbst die Türe und die offenen scheibenlosen Fenster von Zuhörern belagert sind, die die Tasse Kaffee nicht bezahlen können oder wollen, die sie drinnen nehmen müßten, dafür aber draußen stundenlang geduldig ausharren.

Der Wirt hat mich sofort am Eingang bemerkt und lädt mich zu einem Täßchen Mokka ein. Wie sie hören, daß ich arabisch spreche,

Betende Muhammedaner in Biskra. Erste Stellung.
Die Beter haben, wie Mose, die Schuhe ausgezogen. Im Hintergrunde die Palmen der Oase.

nehmen sie mich doppelt freundlich auf, rücken zusammen und weisen mir einen Schemel in nächster Nähe des Pultes an.

Der Alte erzählt soeben die wunderbare Geschichte von dem berühmten Nachtritte des Propheten von Mekka über Bethlehem und Jerusalem in den Himmel. Es war eine Nacht, so finster, so furchtbar still, wie die Welt noch keine gesehen. Kein Hahn krähte, kein Hund bellte, kein Schakal heulte, keine Eule krächzte. Der Wind hielt den Atem an, ja selbst die Ströme und Ozeane hörten auf zu brausen. Da erscholl in Mekka eine Stimme an Muhammed: „Wache auf vom Schlafe!"

Muhammed erwachte, und vor ihm stand der Engel Gabriel, sein Angesicht leuchtend wie der Schnee, seine Flügel in strahlenden Farben wie die Flügel des Paradiesvogels, sein Gewand blitzend von Perlen und Diamanten. An seiner Hand brachte er dem Propheten eine Stute von wunderbarem Adel, mit menschlichem Angesicht, mit Augen, die wie die Gestirne des Himmels glänzten, geflügelt, blitzend wie aus lauter Edelgestein gebaut, und so unglaublich schnell, daß es den Namen El Borak d. h. der Blitz führte.

Anfangs bäumte sich das edle Tier, als Muhammed es besteigen wollte. Aber als der heilige Geist, das ist bei den Muhammedanern immer der Engel Gabriel, es belehrte, daß dies der Prophet Allahs wäre, der erste aller Söhne Adams, der höchste aller Gesandten Gottes, ohne dessen Vermittlung kein Geschöpf das Paradies betreten werde, der zu seiner Rechten den Himmel habe für alle, die an ihn glauben, zu seiner Linken das höllische Feuer für alle, die ihm widerstreben, da flehte El Borak den Erzengel an, den Propheten um seine Fürsprache am Tage der Auferstehung zu bitten. Muhammed versprach dem Pferde, daß er ihm gewiß das Paradies öffnen werde.

Da beugte es sich dem Propheten, der sich auf seinen Rücken schwang, und nun seinen Flug hoch über die Berge Mekkas begann. Auf der ganzen Reise durch die Himmel begleitet ihn als Führer und Erklärer der Engel Gabriel, ähnlich wie in Dantes Göttlicher Komödie Virgil den Sänger begleitet und ihm alles erläutert. Während nun Muhammed wie ein Blitz zwischen Himmel und Erde dahinfuhr, rief plötzlich Gabriel laut: „Halt, halt, Muhammed! Steige hernieder zur Erde und sprich das Gebet mit den zwei Verbeugungen!"

Muhammed stieg hernieder und fragte den Engel: „Warum, mein Freund, befiehlst du mir, an diesem Orte zu beten?"

Betende Muhammedaner in Biskra. Zweite Stellung.

Gabriel erwiderte: „Weil es der Berg Sinai ist, auf dem Gott mit Mose geredet hat!“

Muhammed verrichtet sein Gebet auf dem Sinai und fliegt abermals durch den Himmel. „Halt, halt,“ ruft ihm wieder Gabriel, „sprich noch einmal das Gebet mit den zwei Verbeugungen!“

Muhammed senkt zum zweiten Male seinen Flug hernieder und fragt: „Warum, o Gabriel, befiehlst du mir, an diesem Orte zu beten?“

„Weil hier Bethlehem ist,“ antwortet der Erzengel, „wo Jesus, Marias Sohn, geboren ist.“

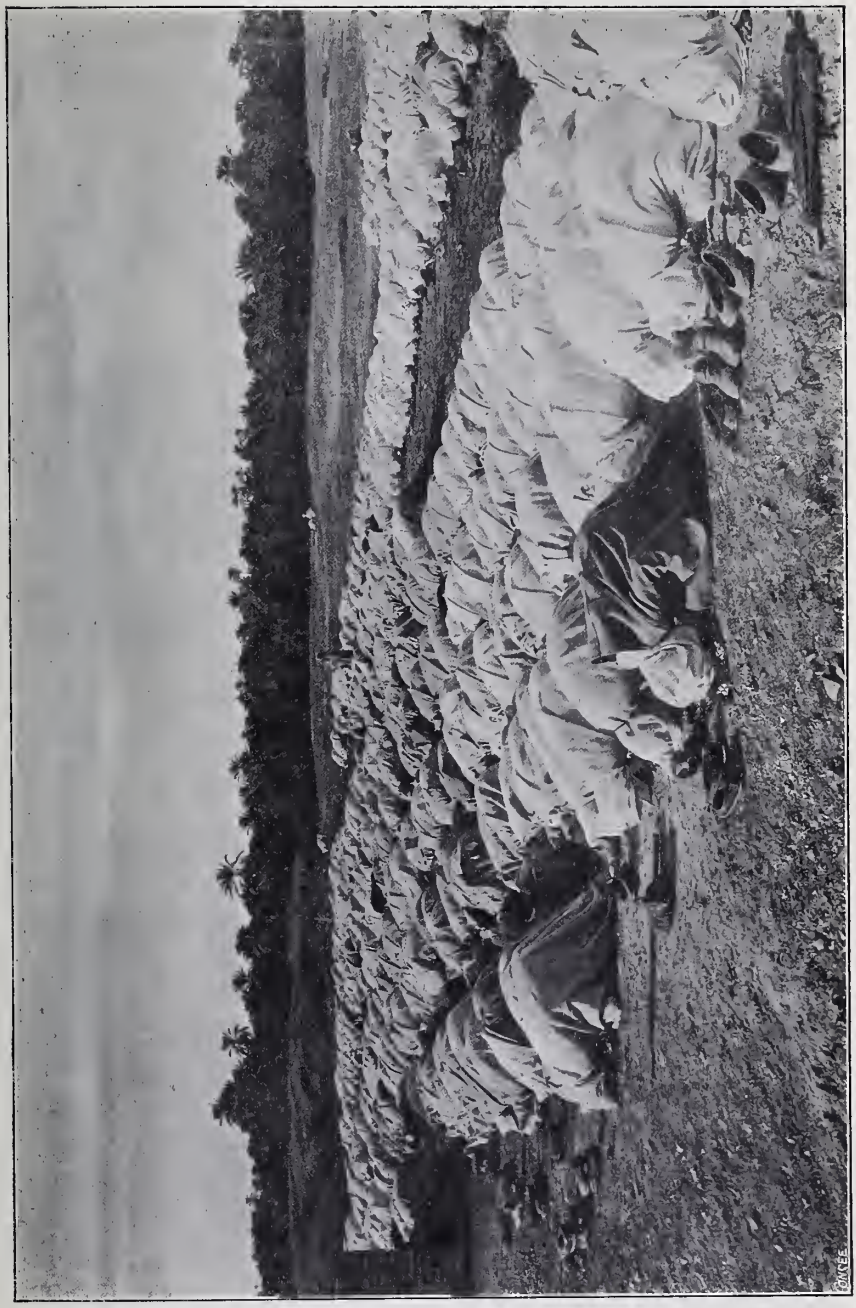
Muhammed verrichtet wieder sein Gebet und schwingt sich dann auf El Borak in die Lüfte. Verführerische Stimmen umschwirren ihn auf seiner Sternenbahn. Von rechts sucht ihn eine Stimme zu locken, aber Borak fliegt weiter. Von links ruft ihn eine andere Stimme, aber Borak fliegt weiter. Die eine kommt vom Volke Israel, das ihn und seine Gläubigen zur Religion der Juden, die andere von den Christen, die ihn zu ihrer Religion hinüberziehen will. Kaum hat er diese Gefahr vermieden, da begegnet ihm ein Mädchen von hinreißender Schönheit, von allem Zauber und Glanz der Erde umstrahlt: es ist die Welt, die ihn und seine Gläubigen mit verführerischen Worten in ihre Zauberkreise ziehen will und sie, wenn er folgen würde, unfehlbar in die Verdammnis führen würde. Aber unaufhaltsam stürmt Borak weiter und läßt sich nicht aus seiner Bahn bringen, bis er sein Adlergefieder gerade vor dem Tempel in Jerusalem wieder zur Erde herabsenkt.

Hier, wo in unseren Tagen die Felsenmoschee steht, bindet Muhammed sein feuriges Roß an die Ringe an, wo es schon früher von den Propheten angebunden worden war, und tritt in tiefer Ehrfurcht in den Tempel ein. Dort findet er den Chalîl (Abraham) und Mûßa (Moses) und Jßa (Jesus) und viele andere Propheten, die auf ihn gewartet zu haben scheinen. Mit ihnen fällt er auf sein Angesicht nieder und betet.

Kaum aber ist er vom Gebet aufgestanden, so läßt sich eine Himmelsleiter von blendender Pracht vom Firmamente hernieder. Ihre Balken und Sprossen sind ganz aus Licht gebaut. Ihre Füße stehen auf der Schakra, dem Stein, auf dem einst Jakob in Bethel träumte, und die nun der Grundstein des Tempels geworden ist. Ihre Spitze aber rührete bis an den Himmel.

Auf dieser Leiter steigt Muhammed samt dem Engel Gabriel mit der Geschwindigkeit eines Blitzes hinauf. Sie klopfen an die Himmelstür.

„Wer ist da?“ ruft es von drinnen.



Betende Muhammedaner in Biskra. Dritte Stellung.

„Gabriel!“

„Wer noch?“

„Muhammed!“

„Hat er seine Sendung schon empfangen?“

„Ja wohl!“

„Dann ist er willkommen.“

Die Himmelstür springt auf und sie treten ein in den ersten der sieben Himmel. Der ist wie eine große Moschee, ganz aus Silber gebaut, und vom Gewölbe hängen an goldenen Ketten die Sterne. Hier umarmt den Propheten ein alter Mann, Adam, und begrüßt ihn als den größten seiner Söhne.

Zahllose Tiere jeder Gattung leben in diesem ersten Himmel. Sie haben die Aufgabe, hier für ihre Brüder, die gleichartigen Tiergeschlechter auf Erden zu beten. Aber auch höchst merkwürdige Tiere sind hier zu sehen, z. B. ein Hahn, dessen Kamm bis zum zweiten Himmel hinaufreicht, obwohl man von seinen Füßen bis dorthin fünfhundert Jahre lang reisen müßte. Jeden Morgen begrüßt dieser Hahn das Ohr Allahs mit seinem herrlichen Gesang. Alle Tiere der Erde werden jeden Morgen von ihm geweckt, und alle Vögel seiner Art stimmen ein in sein lobpreisendes Hallelujah.

Am zweiten Himmel, der aus strahlendem Erz gebaut ist, klopfen sie wieder an, und wieder tritt dem Muhammed einer der Patriarchen, Noah, entgegen und bringt ihm seine Huldigung dar als dem größten Propheten.

Im dritten Himmel, der von lauter Edelsteinen ist und einen solchen Glanz ausstrahlt, daß ihn kein sterbliches Auge ertragen kann, sitzt ein riesiger Engel, der so groß ist, daß bloß seine Augen siebzigtausend Tagereisen von einander entfernt sind. Myriaden und aber Myriaden von gewappneten Kriegern stehen unter seinem Befehl. Er aber hat ein ungeheures Buch vor sich, in dem er fortwährend schreibt und ausstreicht: das sind die Namen derer, die gleichzeitig auf Erden geboren werden und sterben.

Im vierten Himmel, dessen Wände aus poliertem Silber bestehen, steht ein Engel, der fünfhundert Tagereisen hoch ist. Wie die gewaltigen Ströme der Erde strömen unablässig die Tränen von seinen Augen. Er beweint die Sünden der Menschen und muß alles Übel, das sie treffen wird, vorhersagen.

Im fünften Himmel, dessen Mauern und Gewölbe aus feinstem Golde bestehen, umarmt den Propheten der Hoheprieſter Aaron und bringt

ihm seine Huldigung dar. Dieser fünfte Himmel ist ein furchtbarer Ort. Hier wohnt der Feuerengel. Sein Gesicht ist schrecklich anzusehen, kupferfarben, pockennarbig, Blitze schießen aus seinen Augen, Flammen umlohen seinen Thron, rotglühende Ketten liegen vor seinen Füßen. Tiere und Menschen würden sterben, Land und Meer würden vergehen, wenn er einmal leibhaftig auf Erden erschiene. Ihm ist das Amt der göttlichen Rache an den Ungläubigen und Sündern übertragen.

Im sechsten Himmel, der aus einem einzigen weltengroßen Edelstein gebildet ist, finden die beiden einen Engel, der halb aus Feuer, halb aus Schnee besteht. Aber der Schnee schmilzt nicht trotz der Nähe des Feuers, und das Feuer erlischt nicht trotz der Nähe des Schnees. Scharen von Engeln stehen um ihn her, und rufen unablässig wie aus einem Munde: „O Allah! Wie du Schnee und Feuer verbunden hast, so verbinde die Herzen deiner Knechte mit dem Gehorsam gegen deinen Willen!“ Und Gabriel belehrt den Propheten, daß dieser Engel die guten Geister auf die Erde herabsendet, um die Menschen, deren sündiges Herz zu Gottes heiligem Willen von Natur paßt wie Schnee zum Feuer, zur Annahme des Islam geneigt zu machen.

Jetzt kommen sie in den siebenten Himmel, der ganz aus dem Lichte Gottes gebaut ist, und dessen Herrlichkeit kein Sterblicher ahnen oder gar beschreiben kann. Seine Bewohner sind von unausdenkbarer Größe und Herrlichkeit. Ein einziger ist größer als die ganze Erde, hat 70 000 Köpfe, 70 000 Munde, 70 000 Zungen und preist in 70 000 Sprachen das Lob des Allerhöchsten. Zur Rechten des Thrones Allahs wächst der Lotosbaum Sidrat, dessen Zweige weiter reichen als von der Erde bis zur Sonne. In seinem Schatten stehen mehr Engel, als es auf der ganzen Erde Sandkörner gibt, und verkündigen die Herrlichkeit Gottes. Tausende von unsterblichen Vögeln sitzen in seinen Zweigen und rufen unablässig die Verse des Korans durch den Himmel. Die Früchte des Baumes sind unbeschreiblich süß und köstlich und leihen Unsterblichkeit. In jedem Samenkorn sitzt eine Hûri, eine Himmelsjungfrau von bezaubernder Schönheit, die einst den Gläubigen als Lohn ihrer Treue beschieden ist.

Auch eine Moschee namens El Memur ist im siebenten Himmel, ganz aus blutrotem Rubin erbaut. Von dem Gewölbe hängen wie in den irdischen Moscheen zahllose ewige Lampen herab und verbreiten einen unbeschreiblichen Glanz. Mit seinem himmlischen Begleiter tritt Muhammed ein und empfängt hier die Offenbarung der unbedingten Abstinenz, die er seinen Gläubigen auferlegen wird. Drei Pokale werden ihm hier an-

geboten, einer mit Wein, einer mit Milch, einer mit Honig. Muhammed wählt und trinkt die Milch. „Wohlgetan! Wohlgetan!“ ruft der Erzengel Gabriel hocherfreut, „hättest du den Wein getrunken, so wäre dein ganzes Volk auf Abwege geraten!“ Mit 70 000 Engeln der höchsten Rangstufe verrichten die beiden, Gabriel und Muhammed in der himmlischen Moschee ihr Gebet und den siebenmaligen heiligen Umgang.

Dann aber darf selbst Gabriel nicht mehr weitergehen, denn das Allerheiligste des Himmels ist ihm verschlossen. Muhammed eilt allein mit des Gedankens Schnelligkeit durch ungeheure Räume, bald durch strahlendes Licht, bald durch ägyptische Finsternis — da bleibt er plötzlich schaudernd stehen: er ist nur noch zwei Bogenschüsse von Allah entfernt.

Bebend schaut er auf zu Allah. Aber dichte Hüllen verdecken seine unnahbare Majestät. Nicht nur ein Schleier wie bei den Haremsfrauen, sondern 20 000 Schleier hängen über seinem Angesichte, das kein Sterblicher anschauen kann, ohne zu sterben. Jetzt bewegt sich Allah. Die eine seiner beiden Hände legt er wie bei dem Gruße der Araber auf seine Brust, die andere legt er dem Muhammed auf die Schulter, der dabei aufs tiefste erbebt und eine eisige Kälte durch Mark und Bein strömen fühlt. Aber das ist nur ein Augenblick. Im nächsten umflutet ihn, der zeitlebens die Parfüms und Wohlgerüche so sehr liebte, eine Wolke von wunderbarem Aroma und süßesten Ambradüften, wie sie nur in der nächsten Umgebung Gottes denkbar sind, und eine Entzückung und Seligkeit ergreift ihn, die kein Menschenmund beschreiben kann.

Hier nun empfängt Muhammed von Angesicht zu Angesicht die höchsten Offenbarungen Gottes. Unter anderem ordnet Gott an, daß jeder Muhammedaner täglich fünfzig Gebete verrichten soll.

In unbeschreiblicher Seligkeit geht Muhammed von Allah hinaus. Draußen im Vorsaal begegnet ihm Mose, und diesem erzählt er, daß Allah täglich fünfzig Gebete verlangt habe. „Was“, ruft Mose, „das denkst du erreichen zu können? Glaub mir, ich habe es vor dir versucht bei den Kindern Israels, aber es ist ganz unmöglich. Geh zurück zu Allah und bitte, daß er die Zahl vermindere!“

Muhammed, der die Sünde und Schwachheit der Menschen kannte, wird selbst bedenklich, kehrt also wieder zurück, und erreicht von Allah eine Herabsetzung von fünfzig auf vierzig. Aber auch dagegen hat Mose noch starke Bedenken. Darum geht Muhammed auf seinen Rat wiederholt zurück und handelt Allah immer wieder eine neue Herabsetzung ab, bis es nur noch fünf Gebete sind.

Selbst gegen diese geringe Zahl hat der welterfahrene Mose immer noch Bedenken und will ihn noch einmal zurückschicken. Aber nun läßt sich Muhammed nicht mehr bewegen. Er ist schon so oft gekommen, um eine Erleichterung zu erbitten, und Allah hat ihn jedesmal gnädig erhört, jetzt schämt er sich, noch einmal zu kommen, und bei den fünf Gebeten behält es also sein Bewenden. Seither ist es das heiligste Gebot für den Muhammedaner, jeden Tag fünfmal mit dem Angesichte gegen Mekka sein Gebet zu verrichten.

Auf der lichten Himmelsleiter steigt nun Muhammed wieder durch unermeßliche Räume zur Erde herab und landet wieder vor dem Tempel in Jerusalem. Hier ist's immer noch Nacht, die Menschen schlafen noch alle und haben die größte und seligste Stunde des höchsten aller Propheten verschlafen. Muhammed bindet seinen Borak vom Ringe los und eilt durch die Schatten der Nacht wie auf Flügeln des Windes über Berg und Tal und Wüste, und ist noch vor Tagesanbruch wieder zurück im heiligen Mekka.

So erzählt der Alte, seine glänzenden, großen Augen unter dem weißen Turban, vom roten Schimmer der Kerze beleuchtet, wie geistesabwesend in die Ferne gerichtet, und die weißen Burnusse um ihn her sitzen reglos und starr, und die Köpfe an den Fenstern lauschen, als ob es die Botschaft des Himmels wäre, die ihnen aus dem dunkeln Raume entgegentönt. Nie im Leben habe ich eine andächtigere Gemeinde gesehen.

Merkwürdiges Volk, das selbst nicht lesen kann, das aber von der mündlichen Botschaft seiner Religion so hingenommen ist, daß es fast regungslos stundenlang mit unermüdlichem Verlangen und einer seltsamen Glut der Begeisterung, die sich nur im Blicke der Augen verrät, zuhören kann, ohne sich satt zu hören.

* * *

Nach einigen Streifzügen am frühen Morgen, die die gestrigen Eindrücke ergänzen und vertiefen sollten, ehe noch die Tageshitze auf ihren Höhepunkt gekommen, bleibe ich heute fast den ganzen Tag in meinem behaglichen Hôtel du Sahara, teils um meine Eindrücke schriftlich festzuhalten, teils um die schier zahllosen versprochenen Ansichtspostkarten zu schreiben.

Im Zimmer halte ich mich dabei wenig auf. Dieses dient nur als Nachtquartier. Dagegen ist der Aufenthalt im Hofe, wo es an lauschigen

Plätzen mit Tischen und Stühlen nicht fehlt, unter dem Schatten majestätischer Palmen und unter dem violett leuchtenden Prunkzelte der Bougainvillers ein immer neuer Genuß.

Außerdem erfreue ich mich der besonderen Gunst des eingeborenen Oberkellners unseres Gasthofes. Seitdem ich angefangen habe, mich im Unterschiede von allen europäischen Gästen arabisch mit ihm zu unterhalten, bin ich der bevorzugte Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Ich bekomme die besten Platten, die schönsten Früchte, ja zum Nachtisch läßt er mir zuweilen noch etwas besonderes servieren, was geeignet ist, den Neid aller anderen hervorzurufen.

Seitdem er nun gar erfahren und sich sehr angelegentlich versichert hat, daß ich kein Franzose, sondern ein Deutscher bin, öffnet er mir die innersten Falten seines Herzens.

Eine glühende Heimatsliebe spricht sich in seinen Worten aus. Nirgends anders in der Welt möchte er leben als in seiner Oase.

„Ich war in Paris", so erzählt er, „und das ist gewiß eine wundervolle Stadt, auch in dem reichen Marseille. Aber nach neun Monaten konnte ich's nicht mehr aushalten. Mich packte eine so unbezwingliche Sehnsucht nach Biskra und nach Palmen und nach dem heiteren Himmel der Oase, daß ich gestorben wäre, wenn ich länger geblieben wäre. Ich reiste Tag und Nacht nach Marseille. Und als ich dort im Hafen einen Dampfer fand, der sofort nach Afrika fahren wollte, ließ ich meinen noch im Gasthause lagernden Koffer mit allen meinen Einkäufen, Wertsachen und Andenken für immer fahren und fuhr heim, nur um nicht noch zwei Tage länger im fremden Lande bleiben zu müssen. Jetzt bin ich wieder hier, und um keinen Preis der Welt möchte ich anderswo leben als in Biskra".

Erstaunt bin ich über die Glut von wildem Haß und Fanatismus, der sich mir hinter diesem immer freundlichen, immer dienstfertigen, immer lächelnden Gesichte offenbart, sobald wir auf die Franzosen zu sprechen kommen.

Vergeblich bemühe ich mich, ihm klar zu machen, daß doch die französische Regierung in seinem Lande Großartiges geleistet habe: persönliche Sicherheit, Schulen, Straßen, Telegraphen, Eisenbahnen, Tiefbrunnen, die die Oasen verdreifacht haben, alles verdanken sie den Franzosen. Aber er läßt alles nicht gelten.

„Was", so ruft er, „du, ein Deutscher, mit uns ein Feind der Franzosen, die Gott verfluchen und verbrennen möge, nimmst sie noch in Schutz? Bei deinem Leben und beim Leben des Propheten, Hunde sind

sie, die unser ganzes Volk verderben. O, über die unbarmherzigen Aussauger! Durch ihre Steuern pressen sie uns den letzten Tropfen Blut aus. Die französische Regierung ist eine Schmutzregierung!"

„Aber du", so wende ich ein, „du brauchst dich doch wohl in dieser Beziehung nicht zu beklagen?"

„Wie? Ich soll mich nicht beklagen? Meinst du, ich Armer, dessen Gott sich erbarmen möge, brauche keine Steuern zu zahlen? Allah erleuchte dich und gebe dir Frieden, aber ich muß mehr zahlen als ich habe! Was besitze ich denn? Kein Haus, kein Land, keine Palme, dennoch, bei dem Haupte deines Vaters, kommen diese Verderber der Armen, die der Aussatz treffen möge, und nehmen mir mein bißchen Hab und Gut".

„Aber sie lassen euch doch eure Religion unangetastet und ehren eure Gebräuche".

„Unangetastet, sagst du? Ich suche Schutz bei Allah vor Satan dem Verfluchten, der mit Steinen geworfen werden muß, unangetastet? Dies Jahr habe ich meine Wallfahrt nach Mekka antreten wollen, wozu ich mir heimlich seit Jahren die Mittel gespart habe. Ich komme zu dem französischen Beamten, dessen Haus Allah verbrennen möge, und will einen Paß haben. Er wird mir verweigert. Ich frage: warum? Er antwortet: „Ihr dürft nicht nach Mekka reisen". Andere Muhammedaner von Biskra und der Wüste kommen, wollen auch nach Mekka. Aber keiner bekommt einen Paß. Wir suchen die Unterdrücker zu täuschen und verlangen einen Paß nach Marseille, in der Hoffnung, daß Allah uns erleuchten werde, mit demselben dennoch nach Mekka zu kommen. Auch der wird uns verweigert. Alle Tore werden uns zugeschlossen, nach Mekka, nach Ägypten, nach Frankreich, wir sind hier wie Gefangene!"

„Ich glaube, daß die französische Regierung damit nur euer Bestes im Auge hat. Weißt du denn nicht, daß in Mekka die Cholera wütet? Muß nicht ein Vater sorgen, daß seine Kinder nicht an der Cholera sterben? Das Verbot ist zweifellos nur aus Fürsorge für eure Gesundheit hervorgegangen".

„Unsre Gesundheit? O du Allbarmherziger und Allgütiger, höre, was er sagt! Laßt uns doch für unsere Gesundheit selber sorgen! Nein! du kennst sie nicht, diese Hunde, Allah sende sie in das höllische Feuer! Der Grund ist ein ganz andrer: unsere Religion will man unterdrücken. Wie, die Wallfahrt, die der Prophet uns geboten hat, soll man uns verbieten dürfen? Hat jemand in der Welt dazu das Recht? Ich sage dir", und dabei ballt er mit funkelnden Augen die Fäuste, „bittere Gewalt.

bittere Gewalt ist das und schmähliche Unterdrückung. O, wenn einmal unser Tag kommt, wie in jenem Jahre, wo ihr den Napoleon bezwungen habt, wo wir uns auch erhoben, der Tag, der Tag, auf den wir alle warten, der Tag der Rache und Vergeltung!"

„Denkt ihr denn alle so?"

„Ach", sagt er, „die Reichen, die viel Geld haben, die haben ihren Frieden mit Frankreich gemacht. Aber wir andern, das ganze Volk sind eines Sinnes, wenn wir's auch nicht laut sagen".

So redet er noch lange fort, und mir geht allmählich ein Licht darüber auf, aus welchen Gründen die Franzosen eine so gewaltige Okkupationsarmee, eine Viertelmillion Soldaten, in Nordafrika halten und halten müssen.

Verzweifelt genug haben sich einst die Bewohner dieser Gegend der Sahara gewehrt, um ihre Freiheit gegen die französischen Eroberer zu verteidigen. Nicht weit von Biskra liegt im Süden ein ehemals großes Oasendorf, das heute nur noch aus einigen elenden Hütten besteht. Dort haben die Einwohner vor achtzig Jahren wie die Löwen gefochten um ihre Unabhängigkeit. Zwei Monate mußten die Franzosen das Dorf mit ihren fünfzehn Kanonen bombardieren. Und so oft sie auch glaubten, die kleine Schar überwältigt zu haben, immer wieder standen, wie aus dem Boden gestampft, neue Verteidiger da, die aus den anderen Oasen zur Hilfe herbeigeeilt waren. Und nicht eher konnte das Banner Frankreichs aufgepflanzt werden, als bis das letzte Haus in Trümmer geschossen, der letzte Freiheitskämpfer tot auf die Strecke gebracht war.

* * *

Einige Stunden nördlich von Biskra schließt eine lang hingezogene Bergkette, gebildet durch Ausläufer des auraſischen Gebirges, den Horizont ab. Wie ein mächtiger Grenzwall ist sie der Sahara vorgelagert, als sollte sie das fruchtbare Land der Menschen wie ein riesiges Bollwerk schützen vor den Schrecken der alles begrabenden Wüste. Der höchste der benachbarten Gipfel ist der Col de Ska, der wegen seiner Aussicht auf die Wüste berühmt ist.

Dorthin lenke ich heute morgen in der Frühe meine Schritte. Ich gehe zu Fuß und allein. Der Kompaß ist mein einziger Führer. Nachdem ich einige Kilometer von Biskra den niedrigen Hügelrand überschritten habe, finde ich mich, so weit das Auge reicht, ganz allein in der Wüste.

Araber.

Ja, das ist sie, die graue, gelbe, braune Wüste. Kein Baum, kein Blatt ist zu sehen. Alles tot. Am Anfang ist alles mit großen und kleinen Kieselsteinen bedeckt. Alle sind abgerundet und abgeschliffen, ein Werk des Seewassers, das vor unvordenklichen Zeiten hoch über diese heutige Wüste dahinging. Erst später treffe ich auch ausgedehnte Sandflächen. Die Gegend ist hier noch keineswegs die wellenlose horizontale Fläche, wie man sich sonst wohl die Wüste vorstellt. Im Gegenteil, sie ist uneben, vielfach durchrissen vom Laufe der Winterströme. Dann kommen wieder Strecken, die weithin mit einer blendend weißen Salz- und Salpeterkruste überzogen sind.

Um so ergreifender ist die wilde Einsamkeit. Nach anderthalbstündigem Marsche lege ich mich auf einer weichen Sandfläche unter dem Schutze des Sonnenschirms nieder. Im Norden schließen die Ausläufer des Aurès den Horizont, im Süden der Hügelrand von Biskra. Eine unbeschreibliche Stille umfängt die weite tote Wüste. Dieses absolute Schweigen, diese verzauberten, schlafenden Flächen und Erhebungen, über die der leise Odem der Wüste dahinstreicht, haben fast etwas Berauschendes. Man möchte fast träumen, daß man ganz allein auf dieser Welt sei, über der sich wie eine riesige, von der Sonne durchleuchtete Saphirkuppel der unendliche Himmel ausspannt. Die große majestätische Stille webt ihre magischen Schleier um mich und läßt mich fast der Welt vergessen. Kein Wunder, daß jene großen Gestalten, die wie Alpenhäupter über die Niederungen ihrer Zeitgenossen hinwegragten, Mose, Elia, Johannes, aus den geheimnisvollen Palästen der Wüste hervorgekommen sind. Es ist, als ob man hier, ferne von den kleinen und kleinlichen Interessen und Streitereien, über die sich die Menschen in ihren Städten und Dörfern aufregen, in der Nähe Gottes wohnte, als ob sein Odem spürbarer als sonst über diese einsame Welt dahinstreifte.

* * *

Plötzlich höre ich Stimmen hinter mir. Ich wende mich fast erschrocken um, als wäre es etwas Merkwürdiges, daß es noch andere lebendige Wesen hier gäbe. Eine lange Karawane von mehr als hundert Kamelen kommt daher, und der leise schlürfende Tritt der großen, aus dem brennenden Gold der Sonne wie schwarze gespensterhafte Silhouetten daherschreitenden Tiere berührt schon ganz nahe mein Ohr.

Berberische Beduinen sitzen teils droben auf ihren hohen Sätteln, teils schreiten sie rüstig zu Fuß nebenher. Die Kamele, diese mächtigen,

starr und wild blickenden, genügsamen und leistungsfähigen Tiere, ohne die man sich heute die afrikanische Wüste gar nicht denken könnte, und die doch nachweislich erst zur Zeit der römischen Kaiser aus Arabien hier eingeführt worden sind, tragen den üblichen phantastischen Schmuck, muschelgestickte Stirn- und Halsbänder sowie lang herabhängende farbige Quasten. Jedes trägt zwei große kamelshärene Säcke, die sich auf beiden Seiten des Höckers das Gleichgewicht halten, meistens auch einen oder einige gefüllte Wasserschläuche. Außerdem sitzen auf einigen von ihnen alte bärtige Beduinen mit Bronzegesichtern und ehrwürdigen weißen Bärten. Einer der vordersten stimmt einen jener traurigen arabischen Gesänge an, die immer wieder mit einem hohen Ton beginnen und sich in näselnden Modulationen etwa fünf Töne herabsenken, um mit einer melancholischen Fermate zu schließen.

Auch mehrere Haremskamele sind in der langen Reihe zu sehen. Über den breiten Lastsäcken ist das Frauenzelt mit seinen phantastischen bunten Farben ausgespannt. Zwischen ihren Falten steckt zuweilen eine verschleierte Frau den Kopf heraus, sieht den Fremdling mit großen Augen an und wirft ihm unter dem leicht zurückgeschobenen Schleier schwarze Blitze zu. (Vgl. das Titelbild.)

Ich stehe auf und lasse den Zug an mir vorüberziehen. Einer der weißen Burnusse haut unbarmherzig auf einen kleinen Esel ein, der außer einer schweren Bepackung noch ein kleines Mädchen zu tragen hat und mit der Karawane kaum Schritt zu halten vermag.

Ich trete auf ihn zu und sage: „Allah verleihe dir einen glückseligen Morgen! Warum schlägst du den armen Esel so, den du zu schwer beladen hast? Ist er nicht eine Kreatur Gottes?“

„O du Allfreundlicher und Allgütiger! Er spricht arabisch! Woher kannst Du arabisch?“

„Allah ist allwissend, er weiß besser, woher ich arabisch kann, aber mißhandle doch nicht die Kreatur!“

„So wahr Gott lebt, arabisch! Arabi ssâfi massri! Klares ägyptisches arabisch! Betest Du zum Propheten?“

„Nein, Allah sei gepriesen, ich bin ein Nazarener. Aber weißt du denn nicht, daß auch dein Prophet das Mißhandeln der Tiere verbietet? Hat nicht Muhammed nach euern Büchern bei seinem Nachtritte im ersten Himmel die Tiere gesehen, die für ihre Brüder auf der Erde beten, und den großen Hahn, der alle Morgen die Tiere aufweckt?“

„O du Allgütiger, er weiß den Koran! Du hast recht, ich soll den Esel nicht schlagen. Aber er ist ein Teufel und will nicht gehen.“

Das hübsche kleine Mädchen, das mich zuerst in kindlicher Verwirrung mit großen erstaunten Augen angesehen hat, lacht mich jetzt freundlich an und zeigt zwei Reihen perlenweißer Zähne. Es scheint ihr zu gefallen, daß ich für den armen Langohr eingetreten bin.

Dieser hat jetzt Ruhe vor seinem Peiniger, und ich geselle mich zu den Kamelstreibern, um mit ihnen desselben Weges zu ziehen. So zog einst Muhammed jahrelang mit den Kamelen durch die schweigenden Einöden Arabiens, ehe er sich berufen fühlte, als Prophet seines Volkes aufzutreten.

Bald sind wir in einem gemütlichen Gespräch, während wir neben den Kamelen hergehen. Sie erzählen, daß sie in ihren Säcken Tâmar d. h. Datteln, frisch aus der Oase, in ihre vier Tagereisen entfernte Heimat, das Bilâd Adschûn, führen.

Bald wendet sich die Unterhaltung religiösen Dingen zu. Sie sagen daß sie den Propheten Isa (Jesus) auch verehren, nur nicht als Gottes Sohn. In einer Oase, so sage der Koran, sei er unter einer Palme geboren. Da seine Mutter, die Jungfrau Mirjam, Hunger gehabt, habe sie der Engel Gabriel angewiesen, nur ein wenig an der Palme zu schütteln, da sei eine Menge süßer Datteln zu ihren Füßen gefallen. Und da die Menschen ihr nicht glauben wollten, daß Allah ihr das Kind gegeben und zu einem Propheten bestimmt habe, habe das neugeborene Knäblein sofort angefangen zu sprechen: „Wahrhaftig, ich bin der Knecht Gottes und sein Prophet. Friede wird kommen über den Tag meiner Geburt und über den Tag meines Todes und über den Tag meiner Auferstehung.“ Auch habe er Vögel aus Ton geknetet und sie angeblasen, da seien sie sofort lebendig fortgeflogen. Sogar einen Aussätzigen habe er gesund gemacht und einen Toten auferweckt. „Aber ferne sei es von ihm, daß er Gottes Sohn sei, denn es gibt nur einen Gott.“

Auf meine Darlegung des christlichen Glaubens an Jesus sehen sie überlegen herab. Das ist eben der Irrtum der Christen, der Koran weiß es besser. Und nur wer an den Koran glaubt und dem Propheten folgt, wird in das Paradies kommen.

„Was erwartet euch denn im Paradies nach eurem Glauben?“ frage ich.

Da werden sie beredt und schildern begeistert die ihrer wartende Herrlichkeit. „Wir werden“, sagen sie, „in Edens Gärten spazieren gehen,

die noch schöner aussehen als unsere Oasen, und von klaren Wasserbächen durchströmt sind, und alle Arten von Obst tragen. Goldene Armbänder werden wir tragen und grüne Kleider aus feinster Seide mit Silber- und Goldstickereien. Unter den Palmen liegen prächtige, weiche Polster. In den Gärten befinden sich zahllose schöne Jungfrauen mit großen schwarzen Augen, gekleidet in Rubinen und Perlen, die herrlichsten und schönsten Mädchen, die man je gesehen hat. Sie stehen da mit züchtig niedergeschlagenen Augen und sind zum Lohn für die Gläubigen bestimmt, und wir werden uns mit ihnen auf die grünen, mit Edelsteinen verzierten Kissen setzen unter den dornenlosen Lotusbäumen. Wir werden uns mit ihnen freuen und alle Tage das köstlichste Essen haben und Wein trinken, der nicht wie der irdische Wein berauscht und den Verstand nimmt.

Ich erkläre ihnen, daß wir Christen unter dem ewigen Leben doch noch etwas anderes verstehen, und treu und gehorsam den Weg gehen, den Jesus uns im Indschîl, dem Evangelium, vorgeschrieben habe. Ob sie denn nicht glaubten, daß Allah auch den Christen gnädig sein werde?

„Nein", sagen sie, „wenn ihr euch nicht leiten lasset und zum Propheten betet, dann kommt ihr in die Dschehennam, die Hölle, wo brennende Glutwinde herrschen wie in der Sahara, und siedendes Wasser umher, und statt des blauen Himmels dicker schwarzer Rauch über dem Haupte, der fortwährend Tränen aus den Augen treibt" . . .

Unter solchen Gesprächen sind wir auf der Paßhöhe des Col de Ska angekommen. Hier scheiden sich unsere Wege. Ich nehme Abschied und wünsche ihnen den Salâm, den Frieden Gottes. Die Karawane zieht langsam weiter auf der weißen Linie der in unabsehbare Ferne sich hinziehenden Straße, ich biege links ab, um auf steilem, steinigem Bergpfade auf den Gipfel des Col de Ska hinaufzusteigen.

* * *

„Das Meer! Das Meer!" so riefen einst die französischen Soldaten aus, als sie im Jahre 1844 von diesen letzten Hügelreihen des aurasischen Gebirgsstockes aus zum ersten Mal erstaunt auf die unabsehbar sich ausdehnende Sahara hinausschauten.

In der Tat ist dies auch mein erster Eindruck, wie ich endlich, hinter dem Bergrücken aufsteigend, plötzlich das überwältigende Panorama zu meinen Füßen erblicke. Ich drücke mich in den schmalen Schatten eines verfallenden Steinhäuschens, das sich irgend ein wunderlicher Heiliger hier oben erbaut haben mag, um mich vor der sengenden Glut der

Sonne zu schützen, und schaue voll Entzücken hinunter. Im Vordergrunde liegt zwar das zerrissene, hügelige Land, das ich vorhin durchwandert habe. Aber dahinter dehnen sich scheinbar bis in die Unendlichkeit die ungeheuren Sandflächen, die dem Auge wie ein Meer erscheinen. Unabsehbar dehnt sich's in die Weite. Und namentlich in der Ferne, wo der Horizont den Himmel berührt, ist die Täuschung absolut. Es läßt sich mit gar nichts anderem vergleichen als mit dem Meere. Nur die Dampfer und die weißen Segel fehlen. Schon bei Biskra, das doch nicht weit entfernt ist und trotz seiner 160 000 Palmen nur wie ein mäßig großer dunkler Fleck erscheint, beginnt die optische Täuschung. Es sieht aus, als ob die Oase nur eine kleine Hafenstadt wäre, zu der das Meer in einer breiten schönen Bucht hereinreicht. Dahinter dehnt sich's endlos, uferlos. Dabei ist die Luft so klar und durchsichtig, daß man jeden Maßstab für die wirklichen Entfernungen verliert, so rein, daß sich die Lunge unwillkürlich weitet, um sie in langen Zügen einzuatmen.

Zahlreiche dunkle Flecken und Punkte treten aus der lichteren Färbung des Sandmeeres heraus: das sind die Oasen, deren man namentlich mit dem Fernglase bis in weiteste Fernen immer neue entdeckt. Man versteht es hier, warum der römische Geograph Ptolemäus das Aussehen der Sahara mit einem gefleckten Pantherfelle verglich.

Wunderbar sind die Lichteffekte. Im Vordergrunde das zerrissene Hügelland, rot- und goldbraun gefärbt, mit dunkeln Schattierungen. Durch dasselbe zieht sich ein blendend weißes, in der Unendlichkeit sich verlierendes Band: die französische Post- und Karawanenstraße, auf der in der fernen Tiefe eine Karawane dahinzieht, Kamel an Kamel im Gänsemarsch, klein wie Ameisen aussehend.

Aber auch das weite Totentuch der Wüste hat keineswegs nur die blasse Leichenfarbe, die ihren Anblick oft so unsäglich starr und melancholisch erscheinen läßt, sondern schimmert in wunderbar wechselnden Tönungen. Die Sonne liegt wie Feuer auf der Wüste und setzt sie mit bezaubernden, feenhaften Lichteffekten in Flammen. Hier ist jede denkbare Art von Gelb vertreten, Goldgelb, Ockergelb, Orangengelb, Schwefelgelb. Stellenweise ist die Wüste von dunklem Purpur und von einem entzückenden Rosa überhaucht, und in der Ferne endigt das Meer in einem tiefen Blau und Irisviolett. Hier ist die Welt der Feuer und der Farben, die die Sonne wie ein Maler in übermütiger Laune in verschwenderischer Fülle und in kühnen Mischungen täglich über diese toten Striche ausgießt, ohne daß ein Menschenauge ihre genialen Künstlereinfälle bewundert.

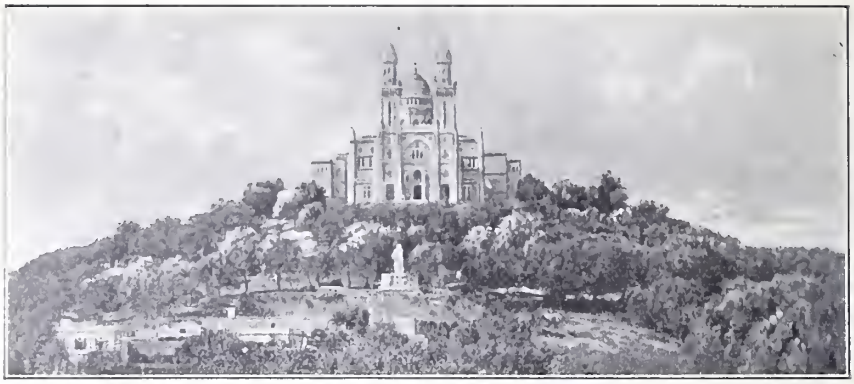
Darüber blaut ein „oasenklarer" Himmel, ein reines, tiefes, unergründliches Blau, eine Riesenglocke aus durchsichtigem blauen Kristall, von Strömen von Sonnengold durchflutet und gerändert.

Lange stehe ich da droben und sehe wie trunken hinaus in diese Unendlichkeit. Drunten in der Oase, wo man mitten in der Ebene natürlich nur einen kleinen Horizont hat, konnte ich von dieser Herrlichkeit nichts ahnen. Sie kann nur genossen werden von diesen Gipfeln der auslaufenden aurasischen Ketten aus, die sich wie gewaltige Aussichtstürme am Rande der Wüste erheben.

Es hat einen unsagbaren Reiz, von hier hinunterzuschauen, und eine unwiderstehliche Sehnsucht ergreift den Wanderer, der bis hierher gekommen: weiter, weiter, weiter hinein in die wunderbaren Geheimnisse der Wüste! Das Auge dringt in immer fernere Weiten hinaus, bis Wirklichkeit und Phantasie in einander übergehen und man die Oasen, Seen, Flächen, Ströme, Völker zu schauen meint, die jenseits des Horizontes bis hin nach Kamerun und Togo wohnen. Aber das sind ungeheure Entfernungen. Ist doch die Sahara eine ganze Welt für sich, viel größer als ganz Europa, wenn wir dabei von Rußland absehen.

Das Gesamtbild, das ich hier vom Col de Ska aus in mich aufgenommen, wird mir unvergeßlich bleiben, und noch manchmal, wenn ich wieder ferne von der Sahara lebe, wird es meinem Geiste wie eine wunderbare Fata morgana erscheinen. Es läßt sich mit keinem einzigen der Landschaftsbilder vergleichen, die ich bisher im Leben gesehen habe. Der Haupteindruck ist der der Weite, der Unermeßlichkeit. Angesichts solcher unendlichen Wüstenflächen müssen jene oft wiederholten Koransprüche entstanden sein, die Goethe nachgedichtet hat mit den Worten:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Ost- und westliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.



Basilika des heiligen Augustinus auf dem Hügel von Hippo. In halber Höhe das Denkmal Augustins.

In der Heimat Augustins.

Ich fahre auf der Eisenbahn wieder aus der Wüste zurück, fruchtbareren Gefilden zu. Mein Ziel ist Constantine, das unter dem Namen Cirta auch in der römischen Geschichte seine Rolle gespielt hat.

Allmählich verwandelt sich die tote, bleiche Wüste wieder in anbaufähiges Land. Diese weltverlorenen Stationen, lediglich aus einem kleinen Häuschen für die einsame Bahnwärterfamilie bestehend, die im Lande des Todes in der Verbannung lebt, hören auf, und neben den kleinen Bahnhöfen stehen zuerst einzelne Häuser, später Weiler und Dörfer.

Eine Steigung von 1000 Metern ist überwunden, wie der Zug um die Mittagszeit Batna passiert. Zur Rechten grüßen mich noch einmal die waldigen Höhen, zwischen denen die Straße nach Lambèse und Timgad führt.

Daß wir durch das ehemalige Reich der numidischen Könige fahren, daran erinnert in der Nähe der Station Fontaines chaudes ein höchst eigenartiges Gebäude, das man vom Zuge aus gut sehen und lange im Auge behalten kann. Es ist die Ruine von Medrasên, ein gewaltiger

stumpfer Kegel, 18 Meter hoch, fast 60 Meter im Durchmesser, von sechzig großen dorischen Säulen in der Runde umgeben. Der Mantel des Kegels verjüngt sich in vierundzwanzig Kreisen von unten nach oben. Lange hat man vergeblich hin und her geraten, was wohl das seltsame Bauwerk einst für eine Bestimmung gehabt haben mag. Endlich hat man festgestellt, daß Medrasên nichts andres ist als die Begräbnisstätte der königlichen Familie des Masinissa, des ehemaligen Beherrschers von Numidien, der im zweiten punischen Kriege den Römern half, seine ehemaligen Bundesgenossen, die Karthager, niederzuzwingen. Längst haben die glänzenden Trauerzüge aufgehört, in denen einst ein trauerndes Volk seine Königsleichen hierher führte. Einsam liegt das Königsgrab in den Gerstenfeldern, weit und breit kein Haus, versunken und vergessen. Das ist das Schicksal aller Gräber und Grabmäler, die jedes Geschlecht von neuem in gutem Glauben „für immer" aufrichtet.

Allmählich mildert sich die ernste Melancholie des numidischen Hochlandes. Man sieht jetzt nicht mehr nur einzelne Beduinen, die ihre Ziegenherden an diesen stillen Hängen weiden, sondern da und dort taucht eine Farm auf, von der aus das umliegende Land bebaut wird. Dann wieder weite Strecken, bedeckt mit Millionen von Heideblumen, aus denen die Adonisröschen mit ihrem flammenden Rot besonders schön hervortreten.

Von der Station El Gerra an beginnt die Landschaft wieder reicher und lebendiger zu werden. Von Krub an, einem wichtigen Knotenpunkte der algerischen Eisenbahnen, genießt das Auge wieder den lange entbehrten Anblick hoher Bäume und grüner Gärten. Zerstreute Häuser, ganze Ortschaften, grüne Hügel, sanfte Tälchen, rauschende Bäche, freundliche Wäldchen von Pinien, Eukalyptus, Akazien, Mimosen verkündigen, daß hier anstatt der dürren Wüste wieder die Region der Fruchtbarkeit und Fülle begonnen hat. Wir fahren durch Täler, die mit ihren herrlichen Baumgruppen und saftigen Wiesen wie ein einziger Garten aussehen. Freundliche Landhäuser stehen darin, und hie und da geht ein Storch gravitätisch auf der Wiese spazieren und sucht sich mit seinem langen Schnabel sein Futter. Die Häuser mehren sich, die Gärten werden immer üppiger, endlich sieht man von ferne eine Stadt auf stolzer Höhe ragen. Wir nahen uns dem vielgerühmten Constantine.

* * *

Ein stolzeres, kühneres Felsennest wie dieses Constantine, das ehemalige Cirta, hätten sich die numidischen Könige auf der ganzen Welt nicht zum Sitze erwählen können.

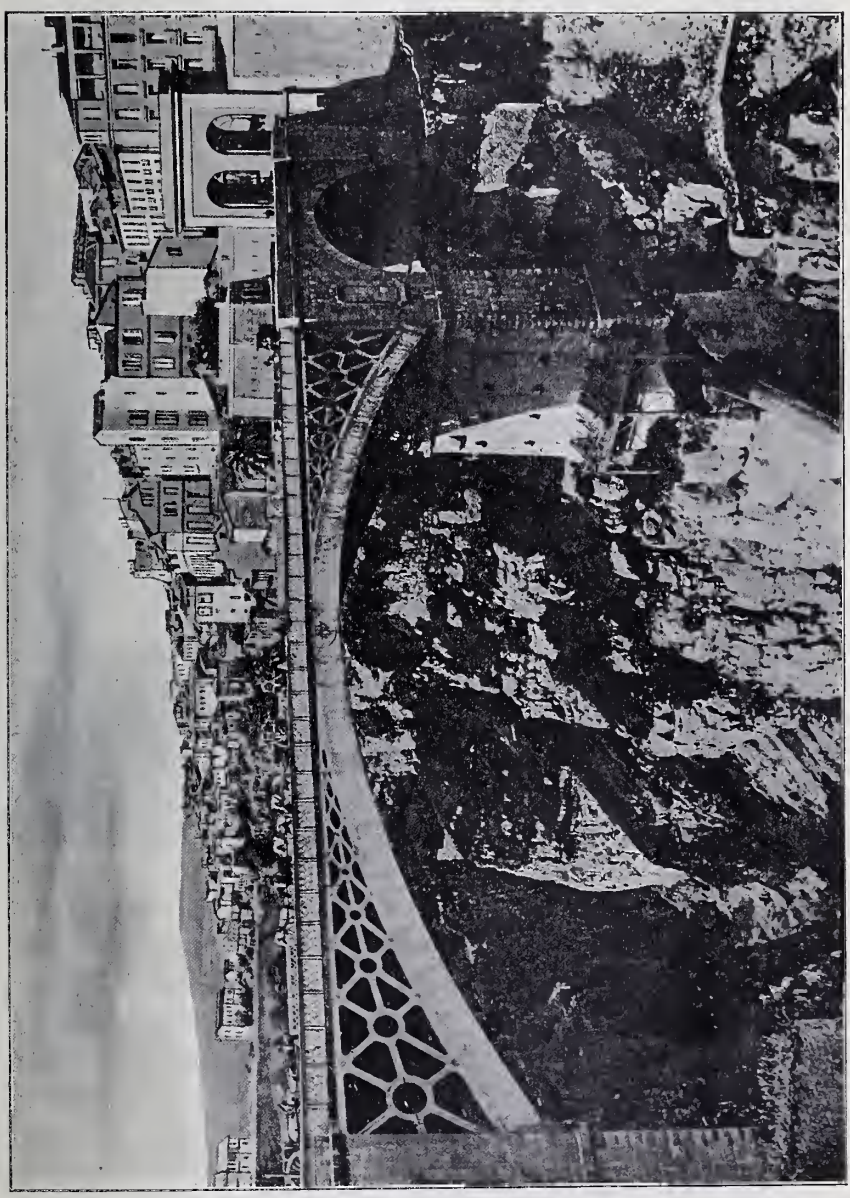
Ein ungeheurer Felswürfel, so groß, um bequem eine Stadt auf seinem Rücken zu tragen, steigt jäh und schroff aus der Tiefe auf. Den Riesenblock umbraust und umtost in der Tiefe eines furchtbar wilden Felsenkanals ein reißender Strom, der Rummell, der sich in jahrtausendelanger Arbeit dies imposante Felsenbett gegraben hat. Senkrecht erheben sich, höher als der Kölner Dom, die urweltlichen Felsenmauern bis zur Stadt, die von den hohen Kanten lustig und stolz hinausschaut, als wollte sie aller Welt Trotz bieten.

Man könnte versucht sein, das alte Cirta für eine in alter Zeit uneinnehmbare Feste zu erklären, wenn nicht die Sage, wohl mit einiger orientalischer Übertreibung, meldete, daß das kühne Adlernest vierundzwanzig Mal belagert und erobert worden sei. Die Belagerungsheere hatten jedenfalls keine leichte Arbeit, denn die Belagerten waren ringsum von Abgründen geschützt, über die zwar die menschliche Stimme und der abgeschossene Pfeil hinüberreichten, die aber so tief und jäh und gefährlich abstürzten, daß nur ein Vogel hinüberkommen konnte. Bloß an einer schmalen Stelle im Westen hängt das stromumrauschte Felseneiland mit dem Festlande zusammen, und von hier aus mußten die Eroberer alle ihre Angriffe auf das alte Raubnest richten.

* * *

Nachdem ich mir in dem netten kleinen Hotel am Bahnhofe ein Quartier für die Nacht gesichert habe, gehe ich über die Brücke El Kántara, die die Franzosen auf den Grundlagen einer altrömischen Brücke hoch über die Schlucht gebaut haben, der Stadt zu. Alles, was zu der inselartig abgeschlossenen Stadt aus- und eingeht, muß über diese Brücke, die deshalb vom Morgen bis zum Abend ein außerordentlich belebtes Bild darbietet.

Es ist aber auch landschaftlich einer der stolzesten Blicke Algeriens, den man von der Brücke aus hat. Die mächtigen eisernen Bogen spannen sich von Felswand zu Felswand, hier an der niedrigsten Stelle der Stadt immer noch 120 Meter hoch über der Talsohle, während drunten in der Tiefe die wilden Wasser des Rummell schäumen und brausen. Weiter drunten führt, kunstvoll durch die Felsen gehauen und geführt, hart über den stürzenden Kaskaden, ein Felsenpfad dahin, zuweilen von kleinen Oasen-



Die Teufelsbrücke über den Rummell.

gärtchen lieblich gesäumt, die über dem Abgrunde hängen. Großartig ist der Blick auf die Schlucht selbst, die sich gerade an dieser Stelle in ihren wildesten Formen zeigt, so daß man begreift, warum die Brücke den Namen Pont du Diable erhalten hat. Streckenweise bohrt sich der ungestüme Rummell tief in die Felsen ein, verfolgt seinen Lauf unterirdisch weiter, und stürzt dann wieder brausend ans Licht hervor. Im Westen ragt die Stadt auf den Felskolossen hoch empor, und im Norden schließt das nahe Gebirge den Horizont ab.

Jenseits der Teufelsbrücke empfängt mich die unsäglich staubige Hauptstraße, die Rue Nationale. Jeder neue Wagen, der vorüberfährt, hüllt die ganze Umgebung in neue Staubwolken, die einem fast den Atem benehmen. Ich eile daher in die Nebenstraßen, um von hier aus die Hauptgebäude der Stadt kennen zu lernen.

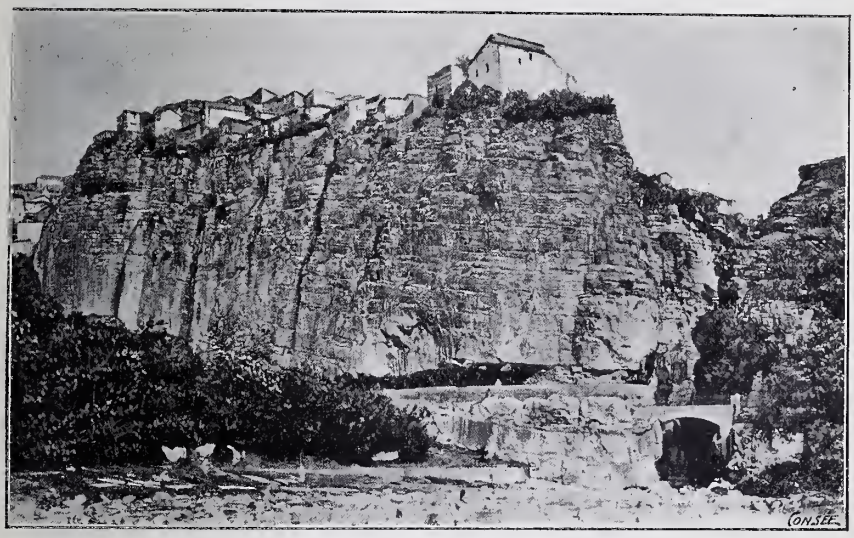
Die Kasba, hier wie allerwärts in eine französische Kaserne umgewandelt, bietet wenig Interesse. Auch die Moscheen haben für den, der die glänzenden maurischen Bauten des Westens gesehen hat, wenig Anziehendes.

Das schönste Gebäude der Stadt ist das Palais des Hadsch Achmed, von außen ein formloser weißer Würfel, inwendig aber von hervorragender Schönheit. Eine Schöpfung des letzten Bey von Algier, dient das Palais jetzt als Wohnung des Generalkommandanten der Garnison von Constantine. Prächtige maurische Arkaden teilen den ausgedehnten inneren Hof in vier Gärten mit entzückender südlicher Vegetation. Einen belustigenden Anblick gewähren die Freskogemälde, die an den inneren Wänden des Umgangs über den Fayencekacheln prangen. Sie stellen zum Teil große Dinge dar, eine Seeschlacht, die Städte Stambul, Kairo, Alexandrien, sehen aber aus wie das Zeichenheft eines Schülers, der nichts gelernt hat. Ein europäischer Schuster, der als Sklave in die Hände des Bey gefallen war, hat sie mit kühner Hand entworfen, nachdem er die Ahle mit dem Pinsel vertauscht hatte. Und was das Beste daran ist, dem Bey imponierte er damit so sehr, daß dieser ihn zum Lohn für seine Kunst die Freiheit schenkte. Keine Regel ohne Ausnahme, nicht einmal das Sprichwort: „Schuster, bleib beim Leisten!“

* * *

Wer sich vor dem Schmutz und den Düften eines engen arabischen Basars nicht scheut, der wird an einem Gang durch die arabischen und jüdischen Gassen dieser Hauptstadt der Provinz Constantine viel Vergnügen finden.

Es kann nichts Amüsanteres geben, als in diesem Ameisenhaufen von Arabern, Kabylen, Biskri, Saharabeduinen, Negern, Juden das Leben und Treiben dieses gewerbefleißigen Völkchens zu beobachten. Diese emsigen berberischen Weber, welche Burnusse und Heiks herstellen, diese Lederarbeiter, Sattler, Schuster, Gerber, die Constantine den Ruhm eingebracht haben, die gewerbefleißigste Stadt des gesamten Arabertums zu sein, sieht man rechts und links an offener Straße spinnen, weben, klopfen, hämmern, nähen. Hundert Sattler und fünfhundert Schuster zählt man in der Stadt, und allein an arabischen Schuhen wird jedes Jahr eine halbe Million von Paaren nach allen Enden ausgeführt.



Constantine, das alte Cirta.

Die Juden, deren es unter 55 000 Einwohnern etwa 4000 gibt, tragen hier noch durchweg ihre schöne, dunkle Nationaltracht, die ihre männlichen Gestalten um so vorteilhafter hervorhebt. Dazwischen gehen die prächtigen Spahis und Zuaven, die hier garnisonieren, in ihren schmucken Uniformen durch das Gewimmel und erhöhen die Mannigfaltigkeit des buntfarbigen Bildes. Wenn irgendwo in Algerien, so kann man hier in Constantine einen Blick in das unverfälschte Arabertum und Orientalentum tun.

* * *

Spät nach dem Abendbrot mache ich noch einen nächtlichen Gang zur Teufelsbrücke. Hier ist doch der fesselndste Punkt des ganzen ehemaligen

Raubnestes, und die finstere Nacht läßt seine schauerliche Schönheit nur noch großartiger hervortreten.

In der Tiefe liegt in dunkler Nacht die grausige Schlucht unter meinen Füßen. Nur die Katarakte und Wasserfälle, in denen die silbernen Strahlen des Mondes glänzen, schimmern weiß aus dem schwarzen Höllenschlunde herauf. Das Rauschen und Brausen des Wassers, das sich an den hohen Felswänden bricht, klingt wie ferner Donner durch die Stille der Nacht.

Droben auf den Felsenkronen liegt, vom milchweißen Glanze des Mondes geheimnisvoll übergossen, das alte Cirta. Auf der Citadelle brennen noch einige Lichter. Sonst alles dunkel und still. Die Geister der Vergangenheit scheinen über die schlafenden Gassen dahinzuschweben.

Ja, wie oft im Laufe der Jahrhunderte, seitdem die ersten Phönizier staunend vor dieser Trutzfeste standen und sie in ihrer Sprache Karth, d. h. Fels nannten, mag um diese himmelhohen Mauern gekämpft worden sein! Unter Masinissa wurde sie vor mehr als zweitausend Jahren zur Königsstadt erhoben und gelangte in kurzer Zeit zu wunderbarer Blüte. Sein berüchtigter Enkel Jugurtha, der Rom verachtete, weil dort alles käuflich war, wurde hier von Marius belagert und von dem wortbrüchigen Sulla gefangen genommen. Im Triumphe wurde der Numidierkönig in Rom aufgeführt. Der römische Pöbel riß ihm die Kleider und Ohrringe samt den Ohrläppchen ab. Dann wurde er von den Römern, die alle ihre afrikanischen Feinde, von Hannibal an, stets unedel und grausam behandelt haben, in einen feuchten Keller unter dem Kapitol, schrecklicher als die Schluchten des Rummell, hinuntergestoßen. „Hu, wie kalt ist euer Bad!“ rief er im Hinunterstürzen. Eine Woche wurde der Fürst drunten ohne Nahrung gelassen und dann erdrosselt.

Vor 1600 Jahren wurde die Stadt durch Maxentius gänzlich zerstört, aber sehr bald wieder durch Kaiser Konstantin aufgebaut. Seitdem trägt sie seinen Namen, und ragt als ein ungeheures Felsendenkmal des ersten christlichen Kaisers in späte Jahrhunderte hinein.

* * *

Ich fahre durch die numidischen Hochtäler nach Osten, der alten Stadt Thagaste zu. Zuweilen führt die Bahn durch Wälder von Korkeichen und Akazien. Und dann öffnen sich wieder überraschende Durchblicke auf fruchtbare, breite Täler, kahle und bewaldete Bergrücken. Nur sehr selten wird ein Dorf sichtbar. Und dann verkündigt die armselige

Felsendurchbruch des Rummell.

Moschee mit dem Halbmond, daß der Glaube von Mekka das ganze Land beherrscht.

Sollte man's für möglich halten, daß dies Land, wo das Christentum spurlos verschwunden ist und heute wie eine französische Einrichtung da und dort wieder importiert wird, einst eines der erstgeborenen Kinder der christlichen Kirche gewesen ist?

In den ersten Jahrhunderten spielte Nordafrika geradezu die führende Rolle in der Christenheit. Nirgends fand das Evangelium eifrigere Bekenner. Nirgends waren die Schriften der Apostel bei hoch und niedrig so wohlbekannt wie in diesen nun schon so lange wieder der Christenheit entfremdeten Bergen und Küstenstrichen. Hier zuerst wurden die Schriften der Apostel, diese frühesten und bleibendsten Bekenntnisschriften der Kirche, in jenen lateinischen Volksdialekt übersetzt, der schon den Übergang zur romanischen Sprachbildung darstellt. Von hier aus zogen diese volkstümlichen Bibelübersetzungen hinüber nach Italien und Rom. Hier lernte das junge Christentum zuerst die allgemeine Reichssprache sprechen. Jene namenlosen Bibelübersetzer Nordafrikas haben ein wahrhaft weltgeschichtliches Werk getan und der Weltstellung des Christentums aufs wirksamste vorgearbeitet.

Ihnen traten zur Seite gelehrte und scharfsinnige Männer, die die wissenschaftliche und literarische Verteidigung des Christentums in die Hand nahmen. Jene berühmten Apologeten der ersten Jahrhunderte waren fast alle Afrikaner. Der tiefsinnige, kühne, leidenschaftliche Tertullian, Presbyter in Karthago, der hochangesehene Bischof Cyprian in derselben Stadt, Arnobius von Sicca, Minucius Felix, die begeistert und unerschrocken die ganze heidnische Welt zum literarischen Waffengang herausforderten, alle diese ewig denkwürdigen ersten Vorkämpfer unseres Glaubens in den ersten Jahrhunderten waren Kinder Nordafrikas. Ja auch jener geniale Riesengeist, der wie kein anderer die Kirche für Jahrhunderte, ja für Jahrtausende beeinflußt hat, Augustin, war ein Sohn Numidiens, und heute noch hoffe ich seine Geburtsstadt Thagaste zu sehen. Ein so vorsichtiger und kundiger Geschichtsschreiber wie Mommsen urteilt geradezu, daß das Christentum durch Afrika zur Weltreligion erhoben worden sei. So mächtig war damals der Einfluß dieser nun so einsam gewordenen Striche auf das geistige Leben der abendländischen Welt.

Um so seltsamer schauen mich diese kuppelgekrönten Moscheen an, an denen ich vorbeifahre, wie Grabmäler einer untergegangenen Welt.

* * *

Suk Ahras, Sonntag Rogate 1904.

Suk Ahras ist ein Städtchen von 7000 Einwohnern, das 700 Meter hoch auf einem welligen Plateau des numidischen Hochlandes zwischen Cirta und Karthago liegt*). Ein beliebter Markt für das ganze umliegende Land, zeichnet es sich aus nicht nur durch Reichtum an Getreide, Vieh und anderen Erzeugnissen, sondern auch durch seine gesunde freie Lage. Wäre Suk Ahras in unserem Lande, es wäre wohl schon längst zum Kurort geworden. Darum erfreut sich das Städtchen, das wie alle Städte des eroberten Landes dort droben in der befestigten Kaserne eine französische Garnison hat, eines wachsenden Wohlstandes, und man weissagt ihm wohl nicht mit Unrecht eine bedeutende Zukunft.

Diese für Suk Ahras zweifellos glücklichen Eigenschaften hätten mich indessen nicht bewegen können, dem Städtchen einen Besuch abzustatten, zumal da es sonst nicht die mindeste Sehenswürdigkeit aufzuweisen hat. Und doch ist es ein mächtiger Magnet, der mich seit Jahren schon im fernen Abendlande gerade hierher gezogen hat, der Doppelname: Monika und Augustinus.

Ist doch Suk Ahras das alte Thagaste, von dem Augustin in seinen Konfessionen so anmutig zu erzählen weiß! Da liegt es in einem freundlichen kleinen Hochtal des weltfernen numidischen Gebirges. Von der Talsohle steigen fünf oder sechs kleine Hügel auf, an deren Hängen die Häuser und Villen des Städtchens hinansteigen. Der Hauptteil der alten Stadt lag dort an jenem anmutig mit mächtigen Baumkronen geschmückten Hügel, der den „Burdsch", die Burg, den nennenswertesten Bau von Suk Ahras trägt, wo auch die ausgegrabenen Kunstwerke, Säulen, Inschriften aufgestellt sind, an denen Augustin als Knabe vorübergegangen ist. Auch die hübsche, kleine Moschee, die daneben steht, zeichnet diesen Hügel vor den anderen aus.

Dort hinauf lenke ich meine Schritte, nachdem ich durch die Rue Augustin, Rue Monica und andere Straßen das wenig interessante Städtchen durchstreift habe. Der Gipfel, der sich nur etwa dreißig Meter über die Dächer von Suk Ahras erhebt, gestattet einen deutlichen Überblick über die Lage von Thagaste. Der Horizont ist gegen Norden nahe begrenzt. Aber in weitem Kreise, namentlich gegen Süden und Westen, ragen hohe, waldige Berge empor und geben der Stadt einen schönen, dunkeln Hintergrund. Die Hügel in der unmittelbaren Nähe der Stadt

*) Vgl. die Landkarte im Anhang.

sind mit grünen Gärten und namentlich mit ausgedehnten Weinbergen besetzt. Einer davon gehörte vor anderthalb Jahrtausenden dem Patricius, dem Vater des Augustin. Dort hat der Knabe manchen Nachmittag mit seiner edlen Mutter zugebracht.

Unter einer schattigen Gruppe von Kastanien, Oliven und Eukalyptus lege ich mich ins Gras, schaue hinunter auf die Stadt und träume von alten Zeiten. Mein Auge sucht eines der an den Hügel gelehnten Häuser, in dem ich mir das Leben der Monika vorstellen kann, dieser Perle unter den Frauen der christlichen Kirche, deren Name heute in allen fünf Weltteilen bekannt ist. Dort hat vielleicht das Haus des angesehenen Decurio Patricius gestanden, der dem Stadtrat von Thagaste angehörte, und mit dem sie seit ihrem zwanzigsten Lebensjahre verheiratet war. Dort hat sich jenes Heldentum der Liebe und des Glaubens abgespielt, das ihr demütiges Haupt für immer mit einem unsterblichen Glorienschein umgeben hat. Dieses Leben der Monika, das uns ihr großer Sohn geschildert hat, ist es nicht für mich heute am Sonntag Rogate, den ich ferne von christlichen Kirchen im alten Thagaste zubringe, eine ergreifende Predigt über die Macht des Gebets und der Fürbitte? War nicht ihr ganzes, an Tränen und an betend durchwachten Nächten so reiches Leben ein einziger Sonntag Rogate?

Hier hat diese zarte, sanfte Seele an der Seite des heidnischen, jähzornigen, ausschweifenden Mannes gelebt, ihn niemals durch ein böses Wort oder auch nur durch grollendes Stillschweigen sein heftiges, aufbrausendes Wesen entgelten lassen, niemals ihm den Gehorsam verweigert, niemals einen Tag im Groll und Unfrieden beschlossen. Aber sechzehn Jahre lang hat sie, wie aussichtslos es auch scheinen mochte, nicht nachgelassen mit Beten und Flehen Tag und Nacht, daß ihr der Herr die Seele ihres Mannes schenken und ihn zur Buße und zum Glauben führen möge, nicht zweifelnd, daß er sie erhören werde, wenn seine Stunde kommen würde. Und ihr Glaube wurde nicht zu schanden. Wenn sie ihn auch niemals kritisierte, die tägliche Nähe dieser hohen Seele, die wie eine reine Lilie in dem verderbten Thagaste stand, war die wirksamste Kritik seines wüsten heidnischen Lebens. Patricius fing an sich seines Wandels zu schämen. Eine immer tiefere Hochachtung vor dem Glauben seines Weibes ergriff und überwand seine Seele. Endlich, endlich meldete er sich selbst als Katechumene der christlichen Kirche. Welch ein Tag des Lobens und Dankens muß es hier in Thagaste gewesen sein, als endlich am weißen Sonntag des Jahres 371 Monika mit der ganzen Christen-

gemeinde ihren Mann nach sechzehnjährigem Warten und Flehen zur heiligen Taufe geleiten durfte! Welch ein Sonntag Cantate und Jubilate nach dem tränenreichen und im Glauben vollendeten sechzehnjährigen Rogate!

Und nach dem heißen Kampf um die Seele ihres Mannes begann der noch heißere um die Seele ihres Sohnes Aurelius Augustinus, den sie im Jahre 354 in diesem Städtchen geboren hatte. Zwar getauft wurde er als Kind nicht. Aber sie hat ihn nach seiner Geburt auf ihren Armen

Thagaste.
Der Turm in der Mitte gehört zur Moschee, rechts zur katholischen Kirche.

in die Kirche getragen, deren Spur auf diesen Hügeln längst untergegangen ist, hat ihn vom Priester mit dem Kreuz bezeichnen lassen und ihn mit heißem Gebete dem Herrn geweiht. Anfangs war er ein folgsames Kind, in dessen Herz sie den Namen des Herrn unauslöschlich hineinschrieb. Hier im Tale stand die Schule, in der es, wie Augustin später klagt, so schrecklich langweilig war, und wo der Prügel die Seele des ganzen Unterrichtes war. Da war es kein Wunder, daß der lebhafte Knabe viel lieber dort auf den schönen Bergen Numidiens umherstreifte, Vögel fing und mit den Kameraden spielte, unter denen er immer der erste sein mußte.

Das Unglück fing an, als der Knabe, schon im Konfirmandenalter,

vom Vater auf die nächste Rhetorenschule in dem einige Meilen südlicher gelegenen Madaura geschickt wurde, um zu einer glänzenden Laufbahn im staatlichen Leben vorbereitet zu werden. Jetzt hörte der bewahrende mütterliche Einfluß auf, dafür aber geriet der unerfahrene, unbewachte fünfzehnjährige Jüngling in den Strudel einer durch und durch unsittlichen Stadt, wo selbst der Dienst der Götter, namentlich der Venus, aus den schamlosesten Orgien gemeinster Unzucht bestand. Welch ein Jammer für die arme Mutter, als ihr Junge nach einem Jahre von Madaura dort über die Berge zurückkam, und sie in ihm einen innerlich ganz verderbten, in alle Schlechtigkeiten eingeweihten jungen Menschen wiederfand! Ein Jahr wüsten Lebens hier im Städtchen folgte. Wirkungslos wie an einem Stein prallten alle mütterlichen Mahnungen am Herzen des Sohnes ab. Mit den rohesten Jünglingen von Thagaste stürzte er sich in die Fluten der Sünde. Er selbst klagt später: „Als ich im sechzehnten Jahre zu Hause war, da drangen aus meinem Haupte die Dornen der Wollüste, und keine Hand raufte sie aus. Mein Vater lachte darüber, aber in meiner Mutter Brust hattest du schon deinen Tempel, den Aufbau deiner heiligen Wohnung begonnen. Um mich hat sie in Zittern und Zagen sich gehärmt. Wehe mir, und ich wage zu klagen, daß du, mein Gott, geschwiegen hast? Der frommen Mutter Worte, wessen waren sie als dein? Du sangst sie mir aus ihrem frommen Munde, und nichts davon drang in mein Herz. Sie mahnte, daß ich nie der Wollust mich ergebe, nie entweihe der Ehe Band, und noch weiß ich wohl, wie sie davon in tiefem Gram zu mir sprach."

Zwar ihr, der sanften Zeugin Gottes, wagte er nie ins Angesicht zu widersprechen. Aber folgen wollte er nicht. Dies Jahr seines Aufenthalts in Thagaste war ein Jahr der Trauer für Monika. Auch der Tod des Vaters, der sich um der Ausbildung des Sohnes willen viele Entbehrungen auferlegt hatte, machte auf ihn keinen Eindruck. So ging er im Taumel der Sünde auf die hohe Schule nach Karthago, der zweitgrößten, aber auch üppigsten und sündigsten Stadt der westlichen Reichshälfte. Die Witwe blieb allein in Thagaste zurück. Nun hieß es wieder dringender als je in ihrem Leben: Rogate! Rogate!

Während dort ihr Augustin neben seinen Studien in den tiefsten Strudel der Sünde und Leichtfertigkeit hinabtauchte, alle Roheiten des dortigen Studentenlebens als einer der ersten mitmachte, sogar in wilder Ehe mit einer numidischen Dirne lebte, da stand die edle Mutter hier oben in den numidischen Bergen und hob mit weinenden Augen betende

Arme auf zum Himmel wie einst Mose während der Amalekiterschlacht. Niemals gab sie ihn auf. Niemals ging eine Sendung von Thagaste an den studierenden Sohn in Karthago ab ohne die Mahnung, in der heiligen Schrift zu lesen. Niemals ließ sie die Hoffnung schwinden, daß sie ihn noch als gläubigen Christen an ihr Herz schließen werde. Und als sie einmal hier in diesem Städtchen zum Bischof von Thagaste ging und immer dringender von ihm verlangte, er solle als Seelsorger ihren Sohn von seinen Irrtümern, namentlich von der manichäischen Irrlehre, bekehren, da lehnte dieser zwar in pädagogischer Weisheit ein solches Eingreifen ab, aber er tröstete sie mit den Worten: „Ein Sohn so vieler Tränen und Gebete kann nicht verloren gehen." Hier in diesem Städtchen ist dies geflügelte Wort gesprochen worden von einem Bischof, der irgendwo auf diesen Hügeln begraben liegt, und wie viele Tausende von bekümmerten Müttern hat es seither getröstet!

Und es kam die Zeit, wo Monika ihrem Sohne nachzog nach Italien, nach Mailand, wo er in der damaligen kaiserlichen Residenz Professor der Beredsamkeit geworden war. Und es kam die Zeit, wo Augustin seit langen Jahren wieder zum ersten Mal zur Kirche ging, zuerst nur, um den gefeierten Redner Ambrosius zu hören, aber dann immer mächtiger und tiefer ergriffen von dieser gewaltigen Persönlichkeit, der er sich nicht entziehen konnte. Und es kam die große Osternacht des Jahres 387, die Nacht der seligsten Erfüllung für Monika, als Augustin und Ambrosius, zwei der größten Lehrer der alten Kirche, in der Kirche von Mailand standen, der eine als Täufer, der andere als Täufling, und der verlorene Sohn endlich, endlich in die Tore der christlichen Kirche einging.

Das hat sie nicht mehr erlebt, daß ihr Sohn der gewaltigste Bischof seiner Zeit wurde, auf den die ganze christliche Welt horchte, daß er Taten getan und Kämpfe geführt und unsterbliche Bücher geschrieben, die ihn für alle Zeit zum größten Sohn des afrikanischen Weltteils machen. Aber nach Ruhm und Ehre hat ihre Seele nie verlangt. Sie wollte nur, daß die, die ihr Gott geschenkt, auch mit ihr selig würden, und darum hat sie gebetet als eine Heldin des Gebets, sechzehn Jahre um den Gatten, dreißig Jahre um den Sohn. Und sie ist nicht zu schanden geworden, wenn auch vielleicht alle Welt ihr Beten für aussichtslos hielt. Wenn dies weltvergessene kleine Städtchen in den numidischen Bergen der Christenheit eins zuruft, so es die große, viel zu viel überhörte, durch die ganze heilige Schrift so ergreifend hallende Mahnung des heutigen Sonntags: Rogate! Betet!

* * *

Lange ruhe ich so im Schatten der Kastanien, die Gestalt der heiligen Monika vor Augen, die dort drunten im kleinen Häuschen arbeitet und dient und betet, und im weißen Schleier dort hinauf zur Kirche wallt, und der Segen der heiligen Frauen, die Jesu nachfolgten und wie Engel Gottes die Ihrigen zu Jesu führten und aus den Abgründen der Sünde sie herausbeteten, bewegt mir die tiefste Seele. Dies kleine Thagaste scheint mir im Lichte der Ewigkeit um der Einen willen eine größere Geschichte zu haben, als manche stolze und gefeierte Stadt der Welt. Und die Zweige der Bäume, die über meinem Haupte in der Sonntagsstille rauschen, scheinen mir alle nur einen Namen zu flüstern: Monika! Monika!

Plötzlich erschallen hoch über mir seltsam gedehnte, scheinbar klagende Töne. Ich fahre fast erschreckt auf. Es ist die Stimme des Muezins, der dort droben im weißen Turban vom Turmkranze der nahen Moschee, die ihren Schatten fast bis zu mir herüberwirft, seinen melancholischen Gesang über das Städtchen dahinschweben läßt. Er psalmodiert von der Größe Allahs, von der Sendung Muhammeds, von den Herrlichkeiten des Paradieses. Ich höre ihn sonst gerne, diesen hohen, klaren, halb traurigen, halb schwärmerischen Klang, wie ich ihn schon als Kind geliebt habe, namentlich wenn er durch die wunderbar klaren und stillen Nächte des Orients erklang, Wehmut, Gedanken, Träume weckend. Aber heute, hier, in der Heimat Monikas und Augustins, klingt er mir wie schauriger Grabgesang über dem Grabe der christlichen Kirche, die einst durch die Scharen Muhammeds ermordet worden ist.

Doch dort gegenüber, auf der andern Seite des Städtchens, winkt ja das weiße Kirchlein mit dem freundlichen Turm so einladend herüber, und soeben ruft das Glöcklein die Gläubigen zusammen. Nein, die christliche Kirche ist noch nicht ausgestorben, oder doch wieder aufgelebt im alten Thagaste! Ich verlasse also meinen Platz unter den rauschenden Wipfeln, um mit den Franzosen, die dauernd oder vorübergehend hier wohnen, zu beten.

Ich trete ein in das freundliche hohe, gewölbte Kirchlein. Weihrauch umflutet mich, am Hochaltar Lichter und Chorknaben. Auf der Kanzel ein alter, etwas bäurischer Priester mit fast weißem Bart und offenem treuherzigen Gesichtsausdruck. Mit schüchterner Stimme liest er aus einem französischen Erbauungsbuch vor, so unerschütterlich jeden Satz und jedes Wort und jede Silbe in derselben Stimmhöhe sprechend, daß es auf den Zuhörer fast hypnotisch wirkt. Aber die Christen von Suk Ahras wissen sich vor diesen einschläfernden Wirkungen zu schützen. Fast keiner

merkt auf. Der Mann da droben mit der dünnen Stimme und die vielleicht hundert Leute auf den Bänken leben in verschiedenen Welten. Sie schwatzen, sie sehen sich den gegenseitigen Sonntagsstaat an, sie mustern namentlich mit neugierigen Blicken den unbekannten Europäer, den man doch sonst nicht im Kirchlein gesehen hat.

O Augustinus, wenn du heute in deinem Thagaste die christliche Kirche besuchtest . . . .

* * *

Vom Hochlande Numidiens fahre ich wieder gegen Norden, dem Meere zu. Eine fruchtbare Gebirgslandschaft, mit prächtigen Ausblicken nach rechts und links, zieht während der Fahrt in wechselnden Bildern an meinem Auge vorüber. Man meint eine deutsche Landschaft, etwa den Odenwald, vor sich zu haben, wenn man über diesen weiten Horizont wegblickt, diese breiten, von Straßen durchzogenen Talebenen, diese dunkelbewaldeten Rücken. Nur in der Nähe erinnern mich die Baumarten, Tamarisken, Johannisbrotbäume, Korkeichen, Akazien und die zahllosen wilden Ölbäume daran, daß ich im Orient bin.

Von Duvivier an folgt die Bahn dem Laufe der Sebuse, die aus den Bergen Numidiens gerade nach Norden dem Meere zueilt. Je tiefer wir kommen, desto mehr verliert sich der rauhe Gebirgscharakter, desto lieblicher wird die Landschaft. Ganze Teppiche von wildem Mohn sind mit rotflammender Farbe über die Felder gebreitet. Dort wieder leuchten ganze Hänge in goldenem Gelb oder in Vergißmeinnichtblau. Saftige Wiesen mit einer unermeßlichen Fülle von Blumen der verschiedensten Gattungen entzücken das Auge. Dazwischen malerische Baumgruppen von hohen wilden Oliven und Eukalyptus.

Allmählich mehren sich auch die Häuser. Aus den weit ausgedehnten, wohlgepflegten Weinbergen schimmern die kleinen weißen Landhäuser freundlich hervor. In den Gärtchen und an den Landstraßen stehen Akantheen und ~~Aloës~~ von riesigen Dimensionen. Hohe Tamarisken und rot leuchtende Oleanderbäume stehen an allen Enden.

Endlich wird von ferne eine Stadt sichtbar. Das ist Bona, das ehemalige Hippo Regius, das Ziel meiner Fahrt, heute eine Stadt von 36 000 Einwohnern, worunter 12 000 Franzosen und 1500 Juden sind, einst aber nächst Karthago die fürstlichste Stadt dieser ganzen Küste, wie auch der Name Regius sie als die Königsstadt Nordafrikas bezeichnete.

* * *

Hippo Regius! Kein Name Afrikas übt auf den Kenner der Kirchengeschichte eine so mächtige Anziehungskraft aus wie dieser. Ist doch hier die vornehmste Wirkungsstätte jenes großen Mannes der alten Kirche gewesen, der mit der Wucht seiner Persönlichkeit, mit seinen gewaltigen tiefsinnigen Schriften die größten Fragen seiner Zeit entschied, jenes Fürsten im Reiche des Geistes, vor dessen Autorität sich fast die ganze christliche Welt willig beugte, des heiligen Augustinus.

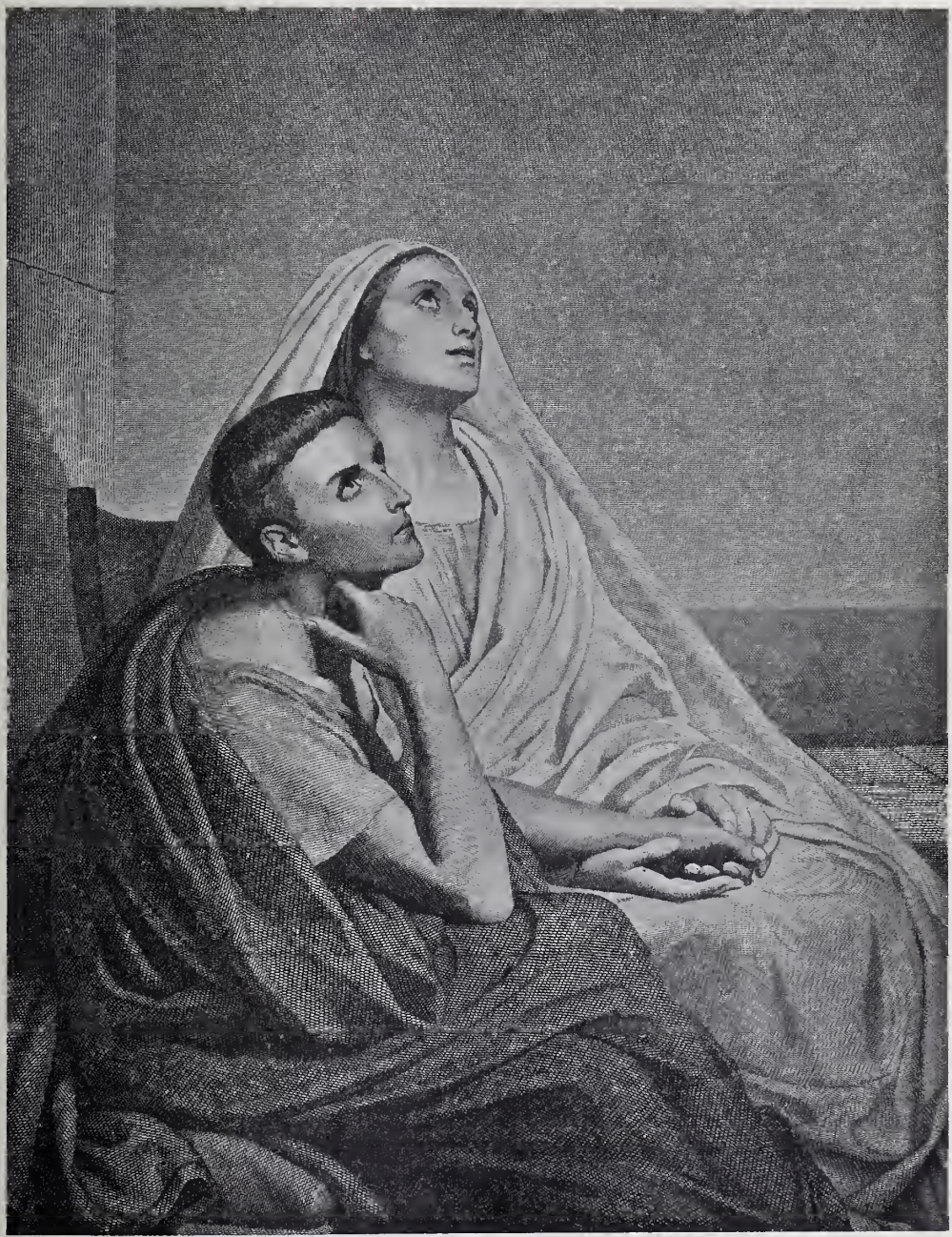
Die heutige Stadt Bona liegt etwa eine halbe Stunde nördlicher als das Weichbild der alten Stadt. Ich wende mich daher gleich vom Bahnhofe aus nach links und wandere in brennender Hitze auf unsagbar staubiger Landstraße, der Rue de Constantine, gegen Südwesten den Ruinen von Hippo zu. Vom Meeresstrande stieg die alte Stadt einen Hügel hinan, der sie mit seiner Akropolis beherrschte. Von ferne schon schimmert von seiner Höhe wie eine weiße Krone eine Kirche mit zwei minaretartigen Türmen und einer Kuppel herab, die katholische Basilika, die dort oben zum Gedächtnis des heiligen Augustinus errichtet ist.

Auf einer in ihren Fundamenten altrömischen Brücke überschreite ich die Sebuse. Dann biegt mein Weg von der staubigen Heerstraße ab und führt durch eine prächtige, schattige Allee von hundertjährigen Oliven, hinter denen üppige Gärten mit türkischrot schimmernden Granatbäumen und Reben sichtbar sind. Auf dem Boden, auf dem jetzt meine Füße zwischen den alten Oliven hingehen, stand einst das stolze Hippo Regius. Schon die alten Numidierkönige residierten gerne hier. Und im dritten und vierten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit war Hippo die reichste und prächtigste Hafenstadt Nordafrikas.

Zur Rechten des Weges stehen die kunstvoll gefügten Wasserreservoirs, die einst die Römer so dauerhaft gebaut haben, daß man sie in unserer Zeit mit leichter Mühe wiederherstellen konnte, um die Wasserleitung von Bona von hier aus zu speisen. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, hineinzugehen und einen Becher Wassers aus denselben Brunnen zu trinken, aus denen einst der heilige Augustin getrunken hat.

Weiter oben steht im Schatten mächtiger Oliven eine kleine Statuette des großen Kirchenlehrers. Das Standbild ist unbedeutend. Aber der Ort ist schön. Das ganze Gebiet seiner Bischofsstadt liegt hier vor den Augen ausgebreitet, und unter dem Abendrauschen der silbernen Olivenzweige läßt sich's gut träumen von der Zeit, wo er einst neununddreißig Jahre lang von hier aus die afrikanische, ja in gewissem Sinne die ganze abendländische Kirche geleitet hat.

* * *



Auguſtinus und Monika in Oſtia.
(Glasfenſter in der Baſilika.)

Auf dem Gipfel angekommen stehe ich vor der stolzen Basilika, die mit ihrem marmorweißen Gestein, ihren maurischen Formen und den beiden Minareten königlich hinabschaut ins Tal und aufs weite Meer.

Im Innern berührt eine edle Einfachheit der Linienführung und der Ausschmückung wohltuend und angenehm. Auf korinthischen Säulen ruhen hufeisenförmige maurische Arkaden aus edlem Material, aber ohne viel Beiwerk. In der Rotunde steht ein marmorner Altar, und darüber auf purpurnem Hintergrunde die weithin lesbare Inschrift: Ora pro nobis, beate Augustine! Seliger Augustinus, bitte für uns! Seitwärts steht das Wort Augustins: Lumen Christi vox coelorum, das Wort Christi ist das Licht der Himmel.

Über dem Altar ist ein gemaltes Fenster. Es stellt den dreiundsdreißigjährigen Augustin dar, im Jahre seiner Bekehrung, wie er mit seiner Mutter am Meeresstrande von Ostia am Fenster sitzt, beide Hand in Hand, aufwärts blickend, wie verzückt in eine andere Welt hineinschauend. Eine nicht gerade bedeutende Wiedergabe des bekannten Bildes, aber gerade an dieser Stätte rührend und sehr schön passend.

Dort saßen sie ja am Strande von Ostia, um nach Afrika zurückzukehren und, ferne von der großen, rauschenden Welt, in der alten Heimat Thagaste in aller Stille zur Ehre Gottes zu leben. Über die berauschende Blütenpracht des Gartens zu ihren Füßen, ja über die Grenzen der sichtbaren Welt schweifte ihr Auge weit hinweg, und sie redeten miteinander von der Herrlichkeit der Auferstehung und des ewigen Lebens. „Mein lieber Sohn", so sagte die Mutter, „für mich hat nichts mehr einen Reiz auf dieser Welt. Nur einen Wunsch und eine Hoffnung hatte ich noch, dich als gläubigen Christen zu sehen, ehe denn ich stürbe. Über mein Bitten hat mein Gott mir dies gewährt. Was soll ich noch hier?" Fünf Tage später wurde sie, noch ehe ihr Schiff absegelte, plötzlich krank, und es ging mit ihr rasch dem Tode zu. Ihr Sohn Navigius meinte, es wäre schöner, wenn sie daheim im afrikanischen Vaterlande stürbe, wo sie sich längst ihr Grab neben Patricius mit Liebe bereitet hätte. Aber zu Augustinus gewendet sagte sie: „Sieh doch, was er spricht! Begrabet diesen Leib, wo es auch sei und laßt euch deshalb von keiner Sorge beunruhigen! Nichts ist ferne von Gott, und nicht ist zu fürchten, er werde am Ende der Zeit die Stätte nicht kennen, von der er mich auferwecken soll." So starb sie, die edelste Afrikanerin, auf Europas Boden und ward in Ostia begraben. Tausend Jahre später, im Jahre 1430, zur Zeit der Hussitenkriege, ließ der Papst Martin V ihre Gebeine nach Rom

bringen und unter dem Hochaltar der Kirche des heiligen Augustinus beisetzen.

Monika durfte nicht mehr Zeugin der großartigen Wirksamkeit sein, die ihr Sohn hier in der alten Königsstadt entfaltete. Aber mit Recht steht ihr Bild hier neben dem des Sohnes. Denn was wäre aus Augustinus geworden ohne seine Mutter Monika?

Diese heilige Stunde in Ostia, wo die beiden Hand in Hand in die selige Ewigkeit hinüberblickten, als wären sie schon droben vor dem Throne Gottes, wie mag sie den Sohn durchs Leben begleitet haben, wie oft mag er ihrer gedacht haben, als er hier Bischof war und sie auch auf diesem Hügel für die Nachwelt aufzeichnete! Mütter, so möchte man aus dieser Kirche in Hippo in die Welt hinausrufen, Mütter, gebt euren Kindern solche Weihestunden ins Leben mit! Sagt ihnen große Worte, gute Worte, heilige Worte! Und eure Worte und Gebete werden ihnen nachfolgen durchs Leben wie ein heiliges Vermächtnis und ihnen zur Himmelsleiter werden, auf deren Sprossen sie den Weg ins ewige Vaterhaus finden.

* * *

Nach einer unvergeßlichen Weihestunde wende ich mich aus den kühlen Hallen der Basilika wieder dem Ausgang zu. Ein unbeschreiblich schöner Anblick bietet sich mir schon vom Schiff der Kirche aus. Und draußen, vom Portal aus, liegt vor meinen Blicken das wundervolle Panorama des alten Hippo. Das Meer, das ich im Inneren Numidiens lange nicht mehr gesehen, liegt im entzückendsten Lapisblau zu meinen Füßen. Die weite Kreislinie des Golfs, von dem ins Meer vorspringenden Dschebel Edugh mit seinen hohen waldigen Bergen bis hinüber zum fernen Kap Rosa im Osten, liegt in unvergleichlicher Farbenpracht vor meinen Augen.

Unter der hohen Pforte der Kirche schaue ich lange hinaus in diese schöne Welt, wie es einst der heilige Augustin so oft von hier aus getan haben mag. So soll ein Christ das Leben anschauen, von den Pforten der Kirche Christi aus, in der er selig geborgen ist, während draußen das weite, brandende Meer der Welt braust.

Herrlich ist dieser Blick von der Kirche hinaus über Land und Meer. Am meisten aber fesselt mich doch dieser mit Oliven bewachsene Hügelabhang, diese einsame kleine Ebene bis zum nahen Meeresufer hin, die unmittelbar vor mir liegt. Hier stand einst Haus an Haus, Palast an Palast. Hier war die vornehmste Wirkungsstätte des größten und gewaltigsten aller Kirchenväter.

Vor meinem inneren Auge ziehen jene 39 Jahre vorüber, während deren er hier den Biſchofsſtab getragen hat. Vier Jahre, nachdem er in Mailand die heilige Taufe empfangen hatte, im Jahre 391, kam er aus einem zufälligen Anlaſſe dort durch das Tal der Sebuſe von Thagaſte herunter, durch welches auch ich heute gekommen bin, um nach wenigen Tagen wieder in die Berge zurückzukehren. Aber die Gemeinde ließ ihn nicht mehr fort. Trotz alles Sträubens wurde der Siebenunddreißigjährige zum Presbyter, vier Jahre ſpäter zum Mitbiſchof des greiſen Valerius geweiht und iſt dann bis an ſein Ende hier geblieben.

Hier iſt er vielleicht den Hügel heraufgekommen, wenn er in ſeine Kirche ging. Hier erſcholl ſeine mächtige Stimme, die heute noch durch die Jahrhunderte ſchallt. Dort drunten, wo jetzt die Weinberge mit den blühenden Granaten und den hellgrünen Feigenbäumen ſtehen, hat vielleicht ſein Haus geſtanden, wo er mit einem auserwählten Kreiſe von Schülern und Anhängern ein klöſterliches Leben führte. Nachdem er einſt wie Fauſt ausgezogen war mit wilder Sinnenluſt und ungeſtümem Wiſſensdrang, um alle Luſt und Pracht, allen Glanz und alle Schönheit, allen Ruhm und alle Wiſſenſchaft der Welt zu genießen, und doch keine Ruhe darin gefunden hatte, kannte er jetzt nur noch eine Leidenſchaft, der Kirche Gottes zu dienen.

Hier hat er ſeine unſterblichen Schriften verfaßt, die heute noch eine Fundgrube der tiefſten Gedanken ſind. Von hier aus zog er zu den afrikaniſchen Synoden, um die gewaltigſten Fragen, die ſeine Zeit erſchütterten, vor allem die Streitigkeiten der Donatiſten und der Pelagianer, zu entſcheiden. Nicht beim Papſt in Rom war damals der geiſtige Mittelpunkt der Chriſtenheit, ſondern in Afrika, allemal da, wo der große Auguſtinus weilte.

Hier in dieſer Stadt hat er ums Jahr 400 ſeine „Konfeſſionen“ geſchrieben, jenes Werk von unvergänglicher Tiefe und Schönheit, in dem er ſein ganzes Leben in Form eines Gebetes vor den Augen des Allwiſſenden ausbreitet, eine große Beichte und Anbetung, in der er alle Gnadenzüge ſeines Gottes von ſeiner Kindheit an, aber auch alle Sünden und Verirrungen ſeines Lebens mit ſchonungsloſer Tapferkeit aufdeckt. Ich vergegenwärtige mir hier, wo ſie einſt geſchrieben wurden, die Stellen des Buches, die ich auswendig weiß, namentlich jenen majeſtätiſchen Anfang: Magnus es, Domine, et laudabilis valde! Magna virtus tua, et sapientiae tuae non est numerus. Tu nos fecisti ad te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te. „Groß biſt du, Herr, und ſehr zu loben!“ Groß iſt deine Macht und deiner Weisheit iſt

kein Ende. Du hast uns geschaffen zu dir, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in dir."

Hier hat Augustin noch im Greisenalter den schrecklichen Ansturm der Vandalen erlebt, die des Tages die Wälle mit wildem Kriegsgeschrei berannten, des Nachts an ihren roten Wachtfeuern rings um diesen Hügel und bis ans Meer hinüber lagerten. Aber der Herr nahm seinen treuen Knecht hinweg, ehe die bösen Tage des letzten Sturmes kamen und fast alles zerstörten, was er geschaffen hatte. Während die Barbaren vor den Toren standen, kam seine Todesstunde. Die Psalmen, die er seit seiner Bekehrung in Mailand so sehr geliebt, die Bußpsalmen, die über seinem Bette hingen, waren sein letzter Trost. Müde, aber in großem Frieden schloß er seine Augen, die er 76 Jahre zuvor droben im kleinen Thagaste in den Armen seiner Mutter Monika zum ersten Mal geöffnet hatte.

Wohl verwüsteten die Vandalen im nächsten Jahre die Stadt und das ganze Land. Wohl entrissen 200 Jahre später die wilden Scharen des Islam sein geliebtes Afrika der christlichen Kirche vollends ganz. Aber das Werk Augustins ist nicht untergegangen. Seine Schriften sind von hier hinausgezogen in die Welt und haben den Sturm der Jahrhunderte überdauert. Durch die ganze spätere Kirchengeschichte hallt der große Name des Augustinus nach. Auch manche Verirrungen haben fälschlich an seinen Namen angeknüpft. Aber wo immer in der Kirche eine große Umkehr und Vertiefung kam, da zog wie ein siegreiches Panier der Name Augustins voran. Ja, tausend Jahre nach seinem Tode hat er ferne in den germanischen Wäldern, aus denen einst die Vandalen nach Afrika gekommen waren, deren schrecklicher Schlachtruf die Ohren des Sterbenden umbrauste, eine wunderbare Auferstehung gefeiert. Als Martin Luther in Wittenberg die vergessene und verschüttete Lehre von der freien Gnade Gottes wieder ans Licht brachte und wie ein neues Feldgeschrei durch die Christenheit erschallen ließ, da hatte er von keinem so viel gelernt, keinem so dankbar zu Füßen gesessen wie dem großen Bischof von Hippo Regius. Keiner hat diesen auch jemals so tief verstanden wie der ihm kongeniale Luther, der keinen größeren und lieberen Heiligen kannte wie den heiligen Augustin. Seine großen, aus den Briefen des Apostels Paulus hervorgewachsenen Gedanken hat Luther wie eine leuchtende Fackel vor den Völkern emporgehoben, und damit den Anstoß zu einem neuen Abschnitte der Weltgeschichte gegeben. So reicht die gewaltige Prophetengestalt von Hippo herein bis in unsere Tage, unser Vaterland, unsere moderne Zeit.

* * *

Ein katholischer Priester ist aus der Kirche mit unters Portal getreten. Er erinnert mich daran, daß das zu unseren Füßen liegende „Grabmal des Augustin“ nicht sein Grab bedeute, da ja seine Schüler nach der Eroberung der Stadt durch die Vandalen den teuern Leichnam nach Pavia gebracht haben, wo er nun nahe bei Mailand, der Stadt seiner Bekehrung, ruhe. Aber noch heute, so versichert er, sei den Eingebornen eine Erinnerung an den großen Sohn ihrer Stadt geblieben. Ihm zu Ehren nennen sie die unseren Hügel umströmende Sebuse Bu Dschemâ'a, d. h. Vater der Kirche.

Nachdem wir uns eine Zeit lang in französischer Sprache unterhalten und dabei gegenseitig die Bemerkung gemacht haben, daß die Konversation etwas flüssiger sein könnte, machen wir die heitere Entdeckung, daß wir ja beide deutsch sprechen. Er ist ein Elsässer, wie denn eine große Zahl von Elsässern nach dem deutsch-französischen Kriege sich eine neue Heimat in Algerien gesucht hat.

Wir finden uns bald zusammen in der begeisterten Bewunderung des heiligen Augustin. Nur ist er erstaunt, daß auch ich als Protestant so viel von dem Heiligen halte und in seinen Werken Bescheid weiß. Noch mehr überrascht es ihn, daß wir Evangelische gerade in den Werken dieses Kirchenvaters die mächtigste Begründung unserer Auffassung des Evangeliums aus den Zeiten der alten Kirche erblicken. Eins, sage ich ihm, unterscheidet den heiligen Augustin wie uns Evangelische von der heutigen römischen Kirche, das was wir, — ich sage es, ohne verletzen zu wollen — Kreaturvergötterung nennen. Von einer Himmelskönigin, der man in jeder katholischen Kirche dient, von einem Himmel voll von Heiligen, die wir um ihre Fürsprache bitten müßten, von wundertätigen Bildern und Reliquien, von irgend welchem Dienst und Anbetung, außer vor Gott durch Jesus Christus allein, weiß Augustinus nichts. Könnten wir beiden Kirchen uns wieder auf dem Boden des heiligen Augustin zusammenfinden, dann würde die traurige Kirchenspaltung leicht zu beseitigen sein.

Mein freundlicher Stiefbruder glaubt zwar durchaus nicht, daß der große Kirchenvater „so protestantische Anschauungen“ gehabt habe. Aber er nimmt meine Worte so freundlich auf, wie sie gesprochen sind. In der Verehrung des großen Mannes sind wir zwei Priester der feindlichen Kirchen doch einig. Beide Kirchen nehmen ja gerade den heiligen Augustin für sich in Anspruch. Es ist schön, daß es noch solche Größen gibt, an die wir uns von beiden Seiten halten. Sie sind wie ferne Hoffnungssterne, die auf eine bessere Zeit hinweisen, wo sich einmal die feindlichen Brüder, vielleicht unter dem Drucke der Verfolgungen einer atheistischen

Welt, wieder verstehen lernen auf dem Grunde jener großen Wahrheiten des Evangeliums und der Apostel, die außer Luther keiner der Kirche tiefer und schöner ausgelegt hat wie der große Sohn der Monika.

Wer wollte jene schöne Zeit nicht herbeisehnen? Wohl ist der Kampf heute noch unvermeidlich. Aber für die christliche Kirche gibt es in unserer Zeit wahrhaftig noch andere Fronten als die von Schwesterkirchen, in deren Kampf leider so viel edle Kraft vergeudet werden muß. Die beiden Priester unter dem Portal der Kirche des heiligen Augustin im alten Hippo Regius, gemeinsam sich beugend vor seiner Glaubensgröße, seien uns eine Weissagung jener Zeit, die noch kommen soll, wo wieder alle Christen sich verstehen lernen nach jenem schönen Worte, das ganz aus der Seele Augustins heraus gesprochen ist: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus autem caritas! „Im Notwendigen Einigkeit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem aber Liebe!"

* * *

Am Abend wandre ich durch die Straßen der heutigen Stadt Bona. Die Hauptstraße, der Cours National, mit der Kathedrale, dem Rathause, dem Theater und den Hotels macht einen ganz modernen Eindruck.

Erst droben in der Oberstadt, wo in steilen Gassen und Gäßchen die Araber, Berber und Juden wohnen, hat die Stadt wieder orientalisches Gepräge. Durch dies Viertel steige ich hinauf bis zur Kasba, der Citadelle, die, 500 Meter hoch, einen prächtigen Blick auf den weiten Golf und den gegenüberliegenden Hügel mit der Basilika Augustins eröffnet.

Noch ein großer Tag von Hippo kommt mir in den Sinn, während ich zu der begrabenen Stadt hinüberblicke, ein Tag, der für die ganze christliche Kirche aller Zeiten von der größten Bedeutung gewesen ist und heute noch in allen fünf Weltteilen bei Millionen nachwirkt, selbst wenn sie den Namen Hippo nie im Leben gehört haben.

Es war im Jahre 393, als hier in Hippo eine Synode zusammentrat, um den Kánon des Neuen Testaments festzusetzen, d. h. zu bestimmen, welche Bücher fortan zum Neuen Testament gehören sollen. Auch der damals fast vierzigjährige Augustin wirkte schon als Presbyter der Gemeinde mit. Im großen und ganzen herrschte ja über diese Frage schon lange Einigkeit. Schwankend war man nur hinsichtlich des Jakobusbriefes, des zweiten Petrus-, des zweiten und dritten Johannes-, des Judasbriefes, und der Offenbarung Johannis, während man über die Zugehörigkeit

und Echtheit der vier Evangelien, der dreizehn paulinischen Briefe, des Hebräer-, ersten Johannes- und ersten Petrusbriefes überall einig war.

Diese große und fundamentale Frage der Kirche wurde wiederum nicht in Rom, sondern in Afrika entschieden. Die in Hippo Regius versammelten Väter verfuhren dabei nicht ängstlich nur nach äußeren Merkmalen, sondern mit Recht auch nach inneren Merkmalen. Die zweifellos apostolischen Schriften wurden natürlich alle ohne weiteres aufgenommen. Aber auch einige andere, deren Verfasser zweifellos keine Apostel waren, ihrem Geiste und Inhalte nach aber entschieden apostolisch sind, so die Evangelien des Markus und Lukas, die Apostelgeschichte, die Briefe des Jakobus und Judas, wurden mit aufgenommen.

So spät erst wurde die Sammlung der neutestamentlichen Schriften endgültig abgeschlossen. Und weil nun die afrikanischen Väter von Hippo alle keine unfehlbaren Päpste gewesen sind, so ist es unzweifelhaft ein unveräußerliches Recht und eine Pflicht der theologischen Wissenschaft und Kritik, die Richtigkeit der damaligen Beschlüsse immer von neuem zu prüfen, wie denn auch Martin Luther sich erlaubt hat, zum Jakobusbrief und zur Offenbarung Johannis eine entschieden ablehnende Haltung einzunehmen.

Aber die Geschichte der Kritik hat doch den Vätern von Hippo glänzend recht gegeben. Denn wiewohl man seit fünfzig Jahren mit den schärfsten Waffen die Echtheit dieser Schriften des Neuen Testaments bekämpft und die meisten als literarische Erzeugnisse des zweiten und dritten Jahrhunderts hingestellt hat, ist gerade durch diese scharfsinnige kritische Arbeit heller denn je ans Licht gestellt worden, daß das ganze Neue Testament echt ist und die Synodalen von Hippo mit ebenso großer Sicherheit wie Richtigkeit das Neue Testament für alle Zeiten festgestellt haben. Begründete Zweifel werden nur hinsichtlich des einen oder des anderen von den wenigen oben genannten Schriften erhoben, über deren Zugehörigkeit schon in der alten Kirche die Meinungen auseinander gingen.

So führt uns denn jedes Neue Testament, das wir in die Hand nehmen, in das alte Hippo zurück. Alle Bibelgesellschaften der Welt richten sich nach jenen Beschlüssen des Jahres 393. Der Einfluß von Hippo geht noch heute maßgebend durch die ganze christliche Welt, und von neuem werden wir uns dessen bewußt, wie viel wir der untergegangenen afrikanischen Kirche zu verdanken haben.

* * *

Damit nehmen wir Abschied von den Landschaften Nordafrikas, die, von dem Wassermeer im Norden und dem Sandmeer im Süden eingeschlossen, einst so große Zeiten an sich haben vorüberziehen sehen. Wir sind durch sie hingezogen wie über einen großen Kirchhof der christlichen Geschichte, auf dem die Minarete und Halbmonde und Moscheen bis in die unermeßliche Sahara hinein uns traurig angeschaut haben wie Grabmäler einer seit mehr als einem Jahrtausend verlorenen und gestorbenen christlichen Kirche. Wie ein böser Zauber hält der Fluch des Islam diese Erstlingsländer der Christenheit in Banden.

Wann wird der Fluch gelöst werden? Wann wird der Halbmond sich wieder beugen vor dem Kreuze Jesu Christi? Wir wissen es nicht. Aber so viel ist gewiß: nicht durch Schwert und Gewalt wird es geschehen. Das beweist deutlich die französische Okkupation. Die Waffen dieser Welt sind niemals die Waffen des Reiches Jesu Christi. Das Evangelium muß es tun. Das Wort vom Kreuz, von der Versöhnung, vom Frieden mit Gott, von der Gewißheit des ewigen Lebens und der ewigen Heimat muß mit seiner ganzen werbenden Kraft in die Herzen dieser unter dem Islam versteinerten Völker geworfen werden.

Darum gilt es, in diesen Ländern Mittelpunkte zu schaffen, an denen die Muhammedaner einen lebendigen Anschauungsunterricht von der welterlösenden Kraft, Gnade und herzgewinnenden Freundlichkeit unseres Christenglaubens haben können.

Wo aber könnte ein geeigneterer Platz hierfür sein als in Jerusalem? Ist nicht Jerusalem für den Muhammedaner nächst Mekka die heiligste Stadt? Ziehen nicht dorthin die beturbanten Pilger aus der ganzen Welt des Halbmonds, aus den Steinwüsten Arabiens wie vom Goldenen Horn, von den äquatorialen Küsten Borneos wie von Algier und Marokko, von den Glutflächen der Sahara wie von den tropisch üppigen Flußtälern Indiens, um am Heiligen Felsen der „Sachra" anzubeten?

Darum glauben wir auch, daß die Mission des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem mit seinen verschiedenen Anstalten, Volksschulen, Kolonien, die dort vor den Toren Jerusalems seit bald 50 Jahren unter Gottes sichtbarem Segen sich immer mehr ausgebreitet hat, ihre Bedeutung hat mittelbar auch für das ganze Gebiet des Islam. Wir bitten daher unsere Leser, gerade am Schlusse unserer Wanderung durch muhammedanische Lande, nicht müde zu werden, dieses Werk auf den altheiligen Höhen Jerusalems, die uns Christen doch noch unendlich teurer sind als den Muhammedanern, zu unterstützen, betende Hände dafür zu erheben,

gebende Hände dafür zu öffnen, neue Freunde dafür zu werben von Person zu Person, damit das alte Prophetenwort (Jesaja 2, 2) auch für die Völker des Islam noch zur Wahrheit werde: „Es wird zur letzten Zeit der Berg, da des Herrn Haus ist, höher sein denn alle Berge, und werden alle Heiden dazu laufen und viel Völker hingehen und sagen: Kommt, laßt uns auf den Berg des Herrn gehen, zum Hause des Gottes Jakobs, daß er uns lehre seine Wege, und wir wandeln auf seinen Steigen! Denn von Zion wird das Gesetz ausgehen, und des Herrn Wort von Jerusalem!“

Tröstet Jerusalem!

Auf welche Weise kann ich bei der Missionsarbeit des Syrischen Waisenhauses mithelfen?

Diese Frage ist vielleicht manchem beim Lesen der vorstehenden Blätter aufgestiegen. Welchem Christen könnte die Missionsarbeit in dem ehemaligen Heimatlande Jesu gleichgültig sein? Sollen wir sie aber tun und fortsetzen, so bedürfen wir dringend der wachsenden Mithilfe immer weiterer Kreise. Wir sind ja für die große Not und die Missionsaufgaben im Heiligen Lande fortgesetzt auf die Hilfe der Missionsfreunde im Abendlande angewiesen. Und groß ist die Not! Ich erinnere nur daran, daß wir in den letzten 10 Jahren ein Heer von 3000 armen Waisenkindern abweisen mußten, die nun wohl größtenteils innerlich und vielfach auch äußerlich zugrunde gegangen sind. Ich erinnere ferner daran, daß wir gewagt haben zu beschließen, ein neues Waisenhaus in Bir Sâlem in der alten Philisterebene zu eröffnen. Da brauchen wir aber auch neue Hilfe. Darum Ihr alle, die Ihr Jerusalem lieb habt: Tröstet Jerusalem! Vergesset nicht die unglückliche Stadt, aus der Euch Euer größter Reichtum geworden ist!

Wie kann denn nun mitgearbeitet werden? Dazu gibt es verschiedene Wege. Es kann geschehen:

1. Durch Spendung eines Beitrages, der außer an den Schatzmeister, Herrn Adolf Meß in Köln am Rheine, an jedes beliebige Mitglied des Vorstandes und des Kuratoriums, auch an den Verfasser (Pastor Ludwig Schneller in Köln-Marienburg) eingesandt werden kann. Die Gaben werden privatim durch die Post sofort, öffentlich aber jährlich einmal in dem „Bescheinigungsblatt des Schatzmeisters", quittiert. Jedem Geber wird der „Bote aus Zion" regelmäßig aus Jerusalem auf Wunsch gerne zugesandt.

2. Durch Übernahme eines Sammelbuches. Manche können selbst nicht viel geben. Aber sie können sammeln. So hat sich eine Schar von Sammlern und Sammlerinnen freudig in den Dienst der Sache gestellt. Über Berg und Tal haben sie einander die Hände gereicht zu einer Liebeskette um das unglückliche Jerusalem, um es zurückzuführen zu seinem Herrn. Jedes Sammelbuch ist auf 10 Geber berechnet,

welche bereit sind, jede Woche 5 Pfennige für die Mission im Heiligen Lande zu spenden. Wer nun bereit ist, die kleine Mühe für die große Sache und die mancherlei Liebesgänge für das Heilige Land sich nicht verdrießen zu lassen, der bestelle sich ein Sammelbuch bei Pastor L. Schneller in Köln-Marienburg, welcher auch die gesammelten Gelder vierteljährlich einkassiert und jährlich im „Boten aus Zion" öffentlich bescheinigt. Jedem Sammler wird der „Bote aus Zion" regelmäßig zugesandt.

3. Durch Handarbeiten, wie sie von Frauenhänden für wohltätige Zwecke angefertigt und durch das Paläſtinahaus in Köln a. Rh.-Marienburg (dies die Adresse) nach Jerusalem gesandt werden. Für die Verhältnisse in Paläſtina sind namentlich folgende Gegenstände erwünscht:

a) für Knaben und Männer von 10 bis 20 Jahren: Hemden, namentlich farbige, sodann Arbeitsschürzen, Arbeitsblusen, Taschentücher, kurze Socken;
b) für Mädchen von 8 bis 20 Jahren: Hemden, Schürzen, Unterröcke, Taschentücher, Strümpfe;
c) für den Haushalt: Bettlaken, Leintücher, Handtücher.

4. Durch Annahme eines Pflegekindes von den verwaisten Kindern des Heiligen Landes durch Zahlung der Pflege- und Erziehungskosten mit jährlich 300 Mark. Photographie, Lebenslauf und halbjährliche Berichte werden den Pflegeeltern von Jerusalem zugesandt.

5. Durch Sammeln von Staniol. Wir unterhalten in unserem Blindenheim in Jerusalem alljährlich 5 blinde Kinder des Heiligen Landes ganz aus dem Ertrag von Staniol. Wer hier mithelfen will, sammelt in seinem Bekanntenkreise alles Staniol und sendet es ans Paläſtinahaus in Köln a. Rh.-Marienburg. Hierbei sind Flaschenkapseln und das viermal wertvollere Blattstaniol sortiert zu verpacken, entweder in 5 Kilo-Paketen oder als Frachtgut in alten Säcken oder Kisten. Staniol-Sendungen aus der Schweiz werden an Herrn Pfarrer Anstein in Basel (Missionshaus) erbeten.

6. Durch Vermächtnisse. Wenn einer, dem Gott irdische Güter beschert hat, sich überlegt, wem er dieselben nach seinem Tode durch sein Testament hinterlassen will, so denke er auch des Heiligen Landes, in dem einst der Herr durch sein teures Testament uns allen ewiges Leben und ewige Hoffnung geschenkt hat, und welches nun der barmherzigen Hilfe der Christenheit so sehr bedürftig ist. Da das Syrische Waisenhaus von Sr. Majestät dem Kaiser die Rechte einer juristischen Person erhalten hat, so kann und muß ein solches Vermächtnis genau und wörtlich auf folgenden Namen in das Testament eingetragen werden: Für den „Evangelischen Verein für das Syrische Waisenhaus in Jerusalem", der in Köln (Rhein) seinen Sitz hat.

Köln a. Rh.-Marienburg, 1. November 1907.

Ludwig Schneller.